P.o.germ.
1970
11

P. O. gerui . 1970 г

29260.

6/13

1446

Vom Baum der Erkenntniß.

Bukunfts-Roman

von

E. M. Vacano.

Landauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schopping

Verlag von

Eduard Bloch.

Theater-Buchhändler in Berlin.

Brüderstraße 2.

[1865]

P. o. germ. 1970 u

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G
141

Inhalt.

			Seite
Vorrede.		Vom Baum der Erkenntniß	1
1.	Kapitel.	Ohne Titel	7
2.	„	Liebesphasen	19
3.	„	Ein Hof=Ball	31
4.	„	Briganten=Kampf	37
5.	„	Die Maitresse des Königs	46
6.	„	Blonde Liebe und braune Liebe	54
7.	„	Die Hand des Verhängnisses	61
8.	„	Ich mache die Bekanntschaft meiner Seele	66
9.	„	Amor und Psyche	74
10.	„	Unter dem Schleier der Nacht	85
11.	„	Die lieben Verwandten	98
12.	„	Ein russisches Schloß	105
13.	„	Worin es fortwährend schneit	115
14.	„	Die Pech=Maske	125
15.	„	Die Geister der Natur	142
16.	„	Adelige Hexen und Generale	149

		Seite
17. Kapitel.	Julius Cäsar und seine Nachfolger	160
18. „	Eine sehr berühmte Dame	164
19. „	Eine Reise im Halbdunkel, ohne daß etwas Unmoralisches vorfällt	169
20. „	Die zwölf Höllen	174
21. „	Unkeuschheit	179
22. „	Das verlorene Paradies	195
23. „	Der Dämon des Spiels	201

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es giebt einen sehr gelehrten und sehr aimablen Herrn, Dr. Josias Mac. Ich habe im Allgemeinen eine ehrfurchtsvolle Scheu vor allem was Doktor heißt; denn der Name ist für mich unzertrennlich von bitteren Medizinen, Magentropfen und Zähneausbrechen. Aber obenbenannter Herr Dr. Josias Mac ist eine Ausnahme von der Regel. Er ist der seltsamste alte Herr, den man sich denken kann. Er hat in den Pyramiden von Giseh studirt, hat Mumien abgewickelt, hat Alexander den Großen beim Lösen des gordischen Knotens belauscht, hat bei der großen Völkerwanderung auf einem Bagagewagen gesessen und hat ebenfalls einen Zukunftsroman geschrieben. Dabei hat er die seltsamsten Kapricen und treibt die drolligsten Allotria von der Welt. Er hat z. B. die Laune, nicht mehr als 25 Jahre alt zu scheinen,

manchmal eine Offiziersuniform zu tragen und alle möglichen und unmöglichen Damen rasend in sich verliebt zu machen. Aber aus dem gentilsten Salongeplauder kann er, wenn es sein muß, in die gelehrtesten theologisch-physikalisch-topographischen Explikationen verfallen. Sein Gesicht wird dann klapperdürr, seine Stimme wird dünn und zitternd und ein langer schwarzer fadenscheiniger Talar umschließt seine knackenden Glieder. Dieser excentrische Doktor hat auch einen Mantel. Einen Mantel, mit dem er nach Belieben über alle fünf Welttheile dahinrauschen kann und in dessen schwefelgelben Falten er sich vom Nordpol schon manche Influenza und vom Südpol schon manche Gehirnentzündung geholt hat. Ich bin der einzige Sterbliche dem er jemals gestattet hat, diese Luftfahrten mitzumachen. Er interessirt sich überhaupt ausnehmend für mich und meine literarische Carrière. Er liebt mich entsetzlich. Er küßt mir väterlich die Stirne, so oft ich einen orthographischen Fehler mache, und er segnet mich, so oft ich einen geographischen Bock schieße. „Und das acceptirt das „gelehrte Deutschland“ als „deutschen Schriftsteller!“ sagt er jubelnd. Nur Etwas fehle mir, meint er manchmal mit einem tiefen Seufzer. „Und was?“ frage ich dann. „Du hast noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen,“ sagt er.

Ich ging in mich und beschloß die Frucht zu suchen.

Seit drei Jahren nun suche ich schon nach der Gelegenheit, vom Apfel der Erkenntniß zu naschen. Ich habe wundervolle Frauen geliebt und habe Liebe erworben und habe Liebe verrathen. Ich habe Alles gekostet was zu kosten war: Das Leben, die Eitelkeit, den Ruhm, den Genuß, die Sünde, die Reue und die Gewissensbisse. Und eines Tages lag mein Herz todt in meiner Brust, und mein geliebter Doktor stand mit seinem wunderbaren Blicke vor mir, und ich sagte mit trockenen, brennenden Augen: „Ich bin gestorben und habe noch keine Erkenntniß errungen.“ — „So hast Du also aus der Sünde nichts gelernt?“ — fragte mich der alte Doktor. „Ja — aber was ich gelernt habe, kann ich nicht glauben.“

„Du hast auch noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen!“ — sagte der Doktor mit seinem boshaftesten Mitleid. Und ich ging in mich und suchte abermals nach der Frucht.

Ich saß Tage lang und Nächte hindurch in einem alten krachenden mottenzerfressenen Studirstuhl an der Seite des Doktors, inmitten von Retorten, Pandekten, Handschriften, Todtenköpfen, getrockneten Kräutern und Himmelsgloben. Ich lernte die Welt und die Natur und die Wissenschaften und die Historie. Ich lernte was zu lernen war, und wurde so gelb und so alt

wie der Doktor und so gescheidt wie Socrates. Und eines Tages blieb mir der Verstand stille stehn. „Ich bin gelehrt geworden und habe noch keine Erkenntniß errungen," sagte ich müde und matt. „So hast Du also aus dem Wissen noch nichts gelernt?" — fragte der Doktor. Ich schüttelte blödsinnig mit dem dicken Kopfe und legte mir kalte Umschläge auf die Stirn und ließ allen Spiritus verdunsten, den ich darin angesammelt hatte.

Dann suchte ich die Erkenntniß in der Religion. Ich studirte die Kirchengeschichte, widerlegte die Rabbiner, fastete, bereuete, kasteite mich, weinte Herzblut über meinen Unwerth, und verbrannte mein Herz aus purer Liebe zu den Heiligen und die Flamme meiner Andacht leckte bis in mein Gehirn hinauf und zog dann als gottgefälliger Weihrauch gegen die stummen weißen fliegenden Wolken auf. Aber die zogen schweigend und unaufhaltsam über mir hin, der Himmel blieb geschlossen, und ich war so gescheidt wie zuvor.

Da eilte ich mit aschebestreuten Haaren, zerfleischtem Rücken und heiserer Simme, mit einem todten Herzen, mit einem geschwollenen Kopfe und mit meiner verbrannten Frömmigkeit zum Doktor und umklammerte seine Kniee und schrie: wo ist die Erkenntniß, wo ist die Frucht, die mir die Wahrheit lehrt über den Kosmos? Die mir sagt, was die Sünde ist, was die An-

dacht ist, und was stärker sei: der Glaube oder das Wissen? Wo ist die Frucht, daß ich sie zerbeiße und verschlinge und meinen immerhungernden Magen sättige, sei's an Gift?

„Komm," — sagte der liebe Doktor und führte mich in ein mit bläulichem Lichte dämmerhaft erleuchtetes Gemach, dessen Wände von dichten Nebeln verhüllt waren; aber hinter diesen Nebeln blitzte und schillerte und leuchtete es in tausend eiskalten wechselnden Farben. Der Doktor reichte mir eine Schale, aus der eine grüne Flamme leckte und die mit göttlichem Hatchis gefüllt war:

„Die einzig menschen-mögliche Frucht der Erkenntniß heißt Phantasie" — sagte der lächelnde Alte, der jetzt wirklich 25 Jahre alt war und eine phantastische Uniform trug. — „Und das Rezept zur Gottähnlichkeit besteht einzig in der göttlichen Narrheit. Trink den Hatchis, das Vergessen der Leiden und der Hoffnungen und des bewiesenen Plus und Minus, und Du wirst ein Buch schreiben, in welchem die Seele der Welt zuckt. Trink Dir einen Rausch, träume, und Du wirst Gott gleich sein." —

Bei diesen Worten rauschte und flatterte es um uns her — viel tausend fromme wachsgelbe Engel schwirrten davon und verdeckten im Fliehen ihre Augen mit den bis in die Spitzen er-

röthenden Flügeln, ich ergriff die Schale, trank, und ward ein göttlicher Narr.

Und Das habe ich geträumt:

† † †

1. Kapitel.

Ohne Titel.

Ich bin eine körperlose Seele im Weltenraum, eine wandernde Seele, die vor der Zeit ihren Körper verlassen hat und nun auf einen zweiten Körper wartet. Wenn der Mensch stirbt und seine Seele die irdische Hülle verläßt, geht sie nach den ewigen Gesetzen des lieben Gottes in einen neuen, neugezeugten Körper über, der durch sie sein Leben erhält. Die Seele verliert dann das Bewußtsein ihres früheren Lebens, und von der ganzen vollendeten Existenz bleibt ihr nichts als ein vagues, unbestimmtes Gefühl — Sympathie oder Antipathie — keine frische, klare, präzise Reminiscenz.

Ich aber verlor meinen Körper durch Unvorsichtigkeit vor der festgesetzten Zeit, und bin nun verdammt, im Raume herum zu irren, bis Gott mir einen neuen Körper schenkt.

Ich bin eine körperlose Seele und flattre durch das monotone Licht des ewighellen Aethers, ich versenke mich in das dichte kühle Blau der Erdatmosphäre, ich bade mich in den grellen Flammen-

strahlen der Sonne, ich ruhe auf den Flügeln der Adler, ich wiege mich in dem Zittern, welches der millionenstimmige Gesang der Vögel im Aether verursacht.

Als ich noch meinen Körper hatte, hieß ich Giulio Farnese und lebte mit meiner Mutter in der schönsten Stadt der Welt, in Neapel. In Neapel, wo der Himmel selbst zur Sünde verleitet.

Meine Mutter war eine schöne stolze Dame. Wir bewohnten den alten Familienpalast in der Mantua-Straße. Ein altes Gebäude, wie es nur Italien aufzuweisen hat. Graubraune verwitterte Mauern, spitze Fensterkreuze, durch lange Rouleaux aus schweren Damaststoffen vor den grellen Sonnenstrahlen geschützt, und nebst dem blauen Schatten auch eine dumpfe schwüle Luft in die hohen düstertapezirten Zimmer bannend. An den Wänden alte Bilder aus Paolo Veronese's Zeit und aus den Tagen der letzten Dogen. Nur im Winter wohnten wir in der heißen Stadt. Im Sommer residirten wir mit der Familie meiner lieben hübschen Tante Ranzoni in einer Villa bei Pozzuoli. Durch die Chiaja-Straße, an der Villa Reale und am Largo di Castello vorüber, verläßt man am Meere hin die Stadt und gelangt auf die Straße, die in das von Sommerwohnungen überhäufte Thal von Pozzuoli führt. Ueberall sind da Reben. Im nördlichen Italien sind sie um Geländer geschlungen, welche die Vorderfronte der Lokanden bedecken; hier in Neapel ranken sie sich an den Bäumen

hinein. Ganze Landstraßen sind von solchen Rebenbäumen eingehegt. Dörfer und Landhäuser glänzen hoch oben mit ihren Olivenwäldchen, offene Kirchthürme, über welche die Wolken langsam hinziehen, Hecken und Gebäude sehen in der klaren neapolitanischen Luft uud dem blitzenden weiten Meere gegenüber so klein aus, so klein, als ob sie Spielzeug wären. Die Oleander wuchern wild an den Bergen herab. Wie man sich nach und nach vom Meere entfernt und dem durch ein Erdbeben entstandenen Monte Nuovo nähert, steigt allmälig ein Amphitheater auf: Terrasse über Terrasse, Garten über Garten, Landhaus über Landhaus, Höhe über Höhe, und da mitten in einer wahren Wildniß von Büschen liegt eine kleine rosenroth angestrichene Villa mit rothem Dache und grünen Fensterladen, welche Villa Nanovitti heißt, und die wir allsommerlich von ihrem Eigenthümer, einem dicken Wechsler Akademia Erkolanese, mietheten.

Sie hatte nur ein Stockwerk. Sie enthielt einen Speisesalon, ein Plauderstübchen, drei Zimmer, eine Küche, einen kleinen Garten mit himmelhohen Cypressen und ein hübsches großes nur etwas vernachlässigtes Gewächshaus. Mein Zimmer lag in der Gartenfronte. Es war ein niedliches Schächtelchen mit alten gelbseidenen Möbeln, keinem Teppich, einem steinernen Fußboden und einem Ueberfluß an künstlichen Blumensträußen. Ueber meinem Bette hing ein altes Bild, welches ich in meiner Knabenzeit stundenlang im Mondschein anstarrte und welches mich stets in Erstaunen setzte. Es stellte den Tod des heiligen Bruno dar, welcher in braune Tücher eingehüllt auf einer Strohmatte lag

und sehr gefaßt vor sich hinstarrte, während Christus auf einer Art blauen Sopha's in der Luft saß.

Das Landhaus bewohnte außer mir, Mama, Tante Ranzoni und Cousine Anita noch der Koch mit seiner Frau, der Gärtner, der Reitknecht, und zwei oder drei Domestiken. Knapp an der Gartenpforte, da wo die Landstraße begann, stand ein kleines Marterhäuschen mit einem Madonnenbilde und einer Geldbüchse zum Besten der Seelen im Fegefeuer. Das war die Villa Nanovitti.

Meine Mutter war eine gute Mutter, die all ihre Liebe auf mich concentrirte, und den unadeligen Menschen gegenüber eine stolze Unnahbarkeit, eine strenge Exklusivität beobachtete. Aber ihr Stolz wurde gemildert durch die Höflichkeit der ächten Edeldame. Tante Ranzoni war eine noch immer hübsche, kleine korpulente Frau, welche alle Bälle mitmachte und noch immer für sehr interessant galt.

Meine Cousine Anita war beinahe in demselben Alter wie ich, und sie war ein schönes liebes Mädchen. Wir hatten schon als ganz kleine Kinder mit einander gespielt in den alten finstern Palastzimmern und in dem freundlichen philisterhaften Gärtchen der Villa. Sie war mir unmerklich zu einer süßen Gewohnheit geworden. Wir waren einander auffallend ähnlich, wie man sagte. Ihre Züge glichen den meinigen, ihr Blick war der meinige, der Klang ihrer Stimme sogar war der meinigen verwandt. Nur war das Alles sanfter, weicher, holder.

Wir wurden 15 Jahre alt, und waren äußerlich keine Kinder

mehr; nur in unserem frühlingsheiteren Herzen herrschte noch die ganze ahnungslose Kindlichkeit, und wir schauten noch mit runden großen Kinderaugen in das nicht getrübte Leben.

Eines Tages hatten wir uns wie sonst recht fröhlich auf unseren Pony's herumgetummelt und waren bis hinter Monte Nuovo gerathen. Ein kleiner Sommerregen hatte uns durchnäßt, der wie ein Schauer über die Gegend geflogen war. Wir hatten unter den Bäumen gehalten. Es hatte geblitzt und gedonnert, dann war die Sonne wiedergekommen, als noch die letzten Tropfen sprühten und diese Tropfen waren wie tausendfarbige Diamanten. Die Blätter rauschten frischer, das Gras glänzte und es war spät am Tage, als wir zurückkehrten. Das Gartenthor stand offen. Wir ritten ein. Am Gitter kam Anita's Stute Clary mit einer eleganten Wendung meinem Braunen vor, und sie lachte mich aus.

„Clary hat admirable Geschwindigkeit, Nerven und Blut," — sagte ich bewundernd.

„Viel Dank im Namen Clary's . . ." lachte Anita. Am Gewächshause stiegen wir ab. Der Gärtner stand auf einer kleinen Doppelleiter vor dem Gewächshause und schnitt mit seinem stumpfen Gartenmesser einen gelben Zweig ab. Der kleine Reitknecht watschelte im Halbschlafe heran und nahm die Pony's in Empfang.

„Willst Du in's Glashaus, Anita?" — sagte ich, indem ich auf den weichen durchnäßten Sandboden sprang, der unter meinen Füßen knirschte. Sie war schon am Boden und legte

ihren Arm in den meinigen, und wir traten in das Gewächshaus. Die seltsame künstliche Wärme ist Anfangs immer etwas drückend, und die fremdartigen Sträucher und Bäume ringsum füllen die dicke Atmosphäre mit so vielfachen intensiven Düften, daß man beim Eintritt meint, man müsse ersticken — aber nach und nach gewöhnt man sich daran, und der Anfangs betäubende Duft macht denselben Eindruck, dieselbe traumartige, wollüstige Wirkung wie ein parfümirtes moldauisches Dampfbad.

Die Vögel draußen sangen nach dem Regen. Die Sonne schien durch die trüben Scheiben der Glaswand. Wie wir zwischen den Blumenkübeln hinschritten, blieb Anita bald hier bald da stehn und neigte sich über die Blüthen eines Rhododendron oder über eine bleiche, duftende Azalea. Sie hatte ihre Jokeymütze abgenommen und fächelte sich damit das heiße volle Gesichtchen und schüttelte die blonden federartigen Locken.

„Du bist erhitzt, Anita," sagte ich und fuhr mit meinem Tuch über ihre feuchte Stirn. „Du bist erhitzt und der Regen hat Dich ganz durchnäßt, Anita." —

„Der gnädige Herr fürchtet für mein zartes Leben?" lachte sie — „Du guter Giulio! Da fühle an meine Wange, mir ist nicht halb so heiß wie Dir?" —

Und wie sie so in der duftenden schwülen Atmosphäre des Gewächshauses neben mir stand und ihr glühendes Gesichtchen lächelnd und frisch und stumm an meine Schulter lehnte, da fing mein Herz zu pochen an, und meine Gedanken wurden groß, und mein Athem stand wie erstaunt oder wie erschreckt still. — Ich

aber sah jetzt eine Jungfrau vor mir, und ein berückender Traum ging strahlend durch meine erwachende Seele. —

Ich wandte mich zitternd ab, denn der Versucher sprach zu mir — und ich wußte, daß ein reines Herz brechen mußte, wenn er noch einmal zu mir sprach!

Ich war kein Knabe mehr.

Und noch an demselben Abende (Tante Ranzoni war zu einem Concert nach Neapel hineingefahren und wir hatten mit Mama allein soupirt) wußte ich, daß auch mit Anita eine Veränderung vorgegangen war.

Sie hatte stets meine Umarmung und meinen Kuß scherzend oder scheltend empfangen und zurückgegeben. Als ich heute mit einem leisen „felice notte!“ meinen Arm um sie schlang, warum machte sie sich erröthend los?

Wie ist es doch ein so seltsames Geheimniß, daß ein Tag, ein Tag zwei Menschen aus dem Winterschlafe der Kindheit wecken kann, daß ein Sonnenstrahl zwei Blüthen zum Blühen bringen kann, die bestimmt sind, mit einander zu leben und zu welken? Wer ergründet die Geheimnisse der Seelensympathie und das ewige Mysterium der Liebe? —

Die Nacht lag über den Reben und träumte tiefblau über meinem Haupte und fächelte zum offenen Fenster herein. Es war ein Blühen um mich und ein Knospen, als feiere heut erst der Frühling sein Auferstehungsfest. Die Luft um mich war so seltsam

schwer und berauschend und mein Herz pochte langsam, langsam, und ich hielt meine beiden warmen Hände auf meine eiskalte Brust gepreßt. Mit jedem Athemzuge zog ein Chaos von neuen flammengrellen Gedanken in meine Seele, vor denen ich geblendet die brennenden Augen schloß, und jede Sekunde schuf neue nie geahnte Welten in dem gestaltenreichen, geheimnißvollen Dunkel der Büsche — oder in mir?

O erste Nacht des Jünglings! Du glänzender Schmetterling, der über eine sehnsüchtige Sommernacht aus der häßlichen Puppe des nüchternen Knabenthums emporflattert, und erstaunt die reichen, neuen, ungekannten Kräfte überblickt und mißt, der kühn und schüchtern die starken Schwingen regt in dem unbekannten fremden Wunderreiche, für das er noch keinen Namen hat, in welchem er sich ein Fremdling fühlt, und das doch ihm gehört, ihm ganz allein! Das Reich der Liebe.

Liebe! —

Was ist's, das die sehnende Brust begehrt, welche Göttin ist's, der Du die reichen Schätze Deines keuschbewachten Innern als seliger Verschwender zu Füßen legen sollst, beglückt im Geben?

O gesegnet, wem die Liebe, die heilige Liebe erwachte wie mir, ehe das Wunderreich der Minne durch den Orkan der Sinne verwüstet worden ist!

Der Nachtwind fächelte meine Stirn wie der Kuß und der Abschied einer segnenden Mutter, und meine Gedanken wuchsen zum stolzen Himmel auf und wurden zu einer Hymne, welche die überströmende Brust ausjauchzte zum gütigen Schöpfer, der mich

erwachen ließ und fühlen, und wissen daß ich lebte, in dieser wunderbaren Sommernacht! Und meine Hände faßten die kühlen Blätter der am Fenster rankenden Zweige und meine durstigen Lippen küßten sie, und ich weinte wie im bittersten Leid.

Es war finsterer und kälter geworden; der Nachthimmel hatte sich umwölkt, dichte Nebel hatten den Mond verlöscht. Ein immer lauter werdender Wirbelwind, der den trocknen Staub auftummelte und die Blätter rascheln machte und die Bäume bog, hatte sich erhoben. Manchmal hörte man den Flügelschlag eines großen Vogels, der mitten durch das Chaos in sein Nest zurückflog. Schwere, heiße Tropfen fielen. Und ich erhob mein Haupt in dem strömenden Gusse und grüßte den Donner, der ein Echo in meinem kraftschwellenden Herzen fand, und grüßte den Blitz, und meine Gedanken flatterten herzu wie verirrte Vögel und klar und ruhig wurde es in meinem tobenden Innern, mitten in dieser frisch tobenden Natur.

Ich hatte mein Licht nicht verlöscht, und wie ich mich umwandte, flackerte es im Winde auf ... und wie ich mich vom Fenster entfernte und in's Zimmer zurücktrat, sah ich, daß ein bewegtes Ebenbild mir entgegenkam — von der andern Seite des Lichtes her — mein Spiegelbild.

Ich ergriff den Leuchter und trat vor das blitzende Glas und meine Augen hatten einen neuen Glanz, wie sie aus der dunklen Platte herausschauten — groß, in brauner Sammtweiche liebkosend, halb verdeckt durch den Schleier meines goldenen Haares,

welches in seidenen Wolken, wie ein federartiger Heiligenschein um mein lächelndes, glühendes, erregtes, volles Gesicht flatterte.

Ich war schön.

Der Bettler an der Marterſäule unten ſchloß ſein Morgenlied, welches er mit kräftiger Stimme in die grellaufleuchtende Morgenſonne hinausgeſungen hatte. Die Frau des Bettlers theilte ein Stück Brod unter ihre ſchmutzigen Kinder, und ich ſtieg zum Frühſtücke hinab.

Tante Ranzoni war ſehr ſchläfrig und ſehr blaß und doch ſehr luſtig, und wußte beim Frühſtück nicht genug zu erzählen von der hübſchen Soirée im Palaſte Maſſimo Melfi's, und meine Mama hörte ſie geduldig an und ſchaute mit ihren ruhigen Augen weit über ſie hinaus, aber Anita war auf ihrem Zimmer geblieben. Sie war unwohl. Oder vielmehr ſie hatte ihre Smorfia. Denn in Italien haben ſchon vierzehnjährige Mädchen ihre Smorfias-Kapricen. Ich tummelte wie gewöhnlich mein Pony ein wenig über die Wieſen, ſchlug mit meiner Gerte unzählige Blüthen in die Luft, zeichnete dann ein wenig, und ſchlenderte dann durch die Cypreſſenallee nach Pozzuoli hinein. Die Allee war belebt. Soldaten der Berſaglieri, Lazzaronis und Arbeitsmädchen drängten ſich da in ihren verſchiedenen Aufträgen. Ein Heer umſummte mich. Aber ich fühlte mich ſo ſeltſam allein.

Ein kranker Bettler ſaß am Wege und ſang mit ſeiner krächzenden Stimme ein Lied. Ich gab ihm eine kleine Gabe, ohne

daran zu denken, daß ich es that. Und ich fragte ihn, ob er keine Verwandte habe.

„Nein. Keine, gnädiger Herr."

„Hier nicht, in Neapel?"

„Nein, in Neapel nicht."

„Auch wo anders nicht?"

„Ach nein. Auch wo anders nicht."

„Keine Bekannte?"

„Nein. Keine Bekannte. Ein alter blinder Bettler hat mit mir lange auf der Stiege der Jesuitenkirche auf dem Largo del Merkato gesessen. Der ist aber vor 14 Tagen gestorben."

„Den habt ihr wohl recht lieb gehabt?"

„Ach ja, recht lieb."

Der Alte hatte geantwortet, wie ich gefragt hatte: wie eine Maschine. Ein Soldat war stehn geblieben und ein Blumenmädchen war stehn geblieben. Wie ich weiter ging, gingen sie auch weiter. Und der Alte fing wieder an sein Lied zu plärren.

Aber seine Antwort war mir seltsam auf's Herz gefallen, und mein Herz fühlte sich einsam unter all den Familienaffektionen die es wärmten und umgaben wie trockne Baumwolle.

Und als mir nun die blonde Anita im Thorwege der Villa erschien mit ihrem goldenen Heiligenschein, das lächelnde, rosige Haupt mir zugewandt, da schwoll mein Herz, und alle Träume und alle wilden und sanften Gedanken der ganzen Nacht und des ganzen Morgens wurden wach und erblühten mit einem Male, und der Seufzer, der meine Brust preßte, fand einen Laut —

Sie hielt weiße Azaleen in ihrem aufgeschürzten Kleide, um der heiligen Elekta ihres Schlafzimmers einen Kranz zu binden. Ich legte meine Hand auf diese Blumen wie liebkosend, und sagte so froh und so beklemmt, und es war, als fliege meine Seele in die Ihrige:

„Anita, ich habe Dich so lieb!“

Wir waren Beide damals fünfzehn Jahre alt.

2. Kapitel.

Liebesphasen.

Wir waren mit einander verſprochen. Wir liebten einander ſo drei vier Jahre hindurch mit jener ruhigen, tiefen, ungeſtörten, von Gott und Menſchen geſegneten Liebe, welche ohne ſtürmiſche Leidenſchaften, halb verborgen vor den Augen der theilnahmsloſen Umgebung, nur auf ein Hinderniß wartet, um ihre Rieſenkräfte zu verſuchen, um gleich der verheerenden Lava über alles Herkömmliche zu ſprühen und es zu vernichten, damit der Phönix dieſer kampfesmuthigen Liebe doppelt glänzend aus der reinigenden Flamme aufſteige.

Ich machte meine kleinen Studien im Collegio Reale in der Chiojaſtraße, wo alle jungen Edelleute Neapels, die eben nicht mit theuren Hofmeiſtern den St. Bernhard anzuglotzen im Stande ſind, ihren Unterricht zu empfangen pflegen. Abends, wenn ich meine Penſa fertig machte und Mama ſtrickte und die Tante franzöſiſche Romane las, ſaß Anita neben mir und ſchaute mir zu und las an meinen Augen, wie weit ich ſchon mit meinem Schreiben gediehen war. Sie war ſehr ſtill den ganzen Abend;

aber wenn ich fertig war, da wurde sie die liebenswürdigste kleine Plaudertasche von der Welt. Und wenn ich sprach, ruhte ihr Auge auf mir, und ich lachte und freute mich über ihre Schönheit.

Sie wußte meine Lieblingsspeisen und hatte mit Mama in ihrer hausmütterlichen altklugen Weise Komplotte gegen mich, um mich mit Diesem oder Jenem zu überraschen.

Ich hatte alle Dinge gern, die sie liebte. Sie war eine Freundin von Maiglöckchen, und ich zog viele, viele Beete dieser Blumen. Auch ihren lieben Flieder zog ich in dem schattigen Hofe des Palastes, in dessen Mitte ein grämlich aussehender antiker Löwenkopf (soi disant ein Springbrunnen) alle Viertelstunden einige Wassertropfen herausprudelte.

Wenn ich Abends schrieb, konnte sie mir zwar bei meiner Arbeit nicht helfen, aber sie ließ es sich nicht nehmen, meine Federn zu halten, bis ich sie brauchte, meine Bleistifte zu spitzen, meine Hefte zusammen zu nähen. Und ihre Nähe half mir und brachte mir gute Gedanken und machte mir Fleiß und Muth — denn von Natur aus war ich träge und faul.

Sie war nun schon ein großes schönes Mädchen von 18 Jahren geworden, und konnte von ihrer koketten Mutter nicht mehr gut zu Hause gelassen werden. Sie mußte also Bälle besuchen. Aber sie that es nicht gern, weil ich die Ballfreuden nicht liebte und selten den Einladungen Folge leistete.

Ich hatte endlich meine Studien vollendet, und sollte nun den Soldatenstand ergreifen, für den mein seliger Vater mich bestimmt hatte.

Anita war schön, wunderschön geworden, und hatte Anbeter in Fülle. Sie zählte mir alle an den Fingern her, wenn sie aus den Abendunterhaltungen nach Hause kam, und beschrieb sie mir, und spottete sie aus.

Eines Abends war sie wieder mit Mama und Tante Ranzoni zu einem Balle im Palaste Niccolini geladen. Ich wäre wohl mitgegangen, wenn ich weniger eifersüchtig gewesen wäre aber ich konnte sie nicht umschwärmt sehen von den Laffen und Offizieren, unter denen damals sehr viele Garibaldinos in rothen Hemden waren, denn es war die Zeit, wo General Cialdini die Borbonicos bei Gaëta unmöglich gemacht hatte, und wo der dicke König Vittorio Emmanuele unser Herrgott von Neapel war. Ich stand auf einem solchen Balle Höllenqualen aus — und so unschuldiger Art auch Anita's Koketterie war, ich saß gewöhnlich schmollend in einem Winkel, zu eifersüchtig, um an den Amüsements Theil zu nehmen, aber auch zu hochmüthig, um sie an meine Seite zu fesseln und sie allein in Anspruch zu nehmen. Ich blieb daher lieber zu Hause.

Sie kam vor dem Balle in ihrem luftigen weißen Kleide und mit den grünen Blättern in den blonden Locken in mein Zimmer, riß den Lampenschirm ab, und machte mir mit ihrem Fächer eine graziöse Verbeugung.

„Gefalle ich Ihnen, Signor Giulio?" — Und dann schlang sie ihre Arme um meinen Hals und küßte mich, und trug mir auf, nicht zu lange zu lesen, und nannte mich einen Einsiedler, und schmollte, daß ich nicht mitgehe, und verbreitete eine Atmo-

sphäre von Duft in meinem Zimmer, und erleuchtete die alten Tapetenwände und die grämlichen Dogenbilder, als ob Frohsinn und Jugend und Schönheit Astrallampen wären. Und dann kamen Mama und Tante Ranzoni und nahmen sie in Beschlag, und wie sie draußen waren, war das Zimmer hundertmal ungemüthlicher und trister; ich wäre ihnen gern nachgeeilt und hätte mich ihnen angeschlossen: aber ich schämte mich ein wenig. Der Wagen rollte durch die Gasse, daß die Fenster und die Lampe klirrten, und ich war allein in den alten Gemächern.

Auf den Larghis hatte sich ein trockener, staubiger Westwind erhoben; jener Westwind, welcher einen so scharfen, durchdringenden, jammernden Laut hat.

Schon in meiner Jugend hatte mich dieser Wind immer traurig gestimmt. Ich bin mit dem abergläubischen Volke überzeugt, daß dieser Wind böse Epidemien über Italien bringt, oder sonst Schlimmes anzeigt. Denn er bewegt das Herz und legt sich auf die Brust — nicht wie eine physische, sondern wie eine moralische Last. Ich war an diesem Abende unruhiger und nervöser als je. Ich konnte nicht lesen, hatte die Vorhänge meines Bettes aufgeschlagen, aber ich wollte auch nicht zu Bette gehen. Ich wollte Anita vom Balle erwarten. Es kommen dem Menschen so seltsame Gedanken, wenn er allein ist. Ich dachte daran, wie lieb sie mich habe; dann dachte ich, wie schön die Tänzer bei Lord Andley im Palaste Niccolini seien, und daß alle ihr den Hof machen und Bouquets anbieten würden; dann dachte ich, wie oft es geschehen sei, daß ein Mädchen sich geirrt und Jugendlust für

Liebe genommen habe, daß das auch bei Anita der Fall sein könne, daß sie sich einmal — jetzt — heute — in einen schönen Bersaglieri verlieben könne. Und dann dachte ich an Geschichten, wo schreckliche Eifersucht zum Morde geführt hatte. Ich glaube, ich wäre eines Mordes fähig gewesen, wenn Anita mich verrathen hätte. Ich weiß nicht, ob es jener jammernde Wind oder die öde Stille um mich war, die mir so abgeschmackte Gedanken durch den Kopf trieb, aber ich sagte mir zum erstenmale, daß ich Anita mehr liebe, als ich Gott jemals geliebt hatte . . . und das war die Sünde. Was lag mir an bleichsüchtiger Seligkeit oder an ewiger Strafe, wenn Anita mir gehörte für die Dauer dieses Lebens? Anita!

Ich mußte warten, bis sie nach Hause kam. Aber sie waren noch nicht lange fort, und ich mochte nicht lesen. Die Thurmuhr der Januarius-Kirche schlug eine Nachtstunde, und sie weckte mich gleichsam auf, obwohl ich nicht geschlafen hatte. Zwei heiße, dumpfe Zimmer mit gepuderten Bildern und verschnörkelten Schränken waren für eine lange, lange schlaflose Nacht meine Welt.

„Wer ist da?“ —

„Vossignoria schläft noch nicht?“ — fragte ein Diener hinter der Portière.

„Nein, Beppo. Was ist?“ —

„Es — 's ist nur der Improvisatore Rota draußen und hat Vossignoria Etwas zu bestellen. Aber er hat schmutzige Füße und —“

„Was will er denn?“ —

„Signor Bernardo ist zum Sterben.“ —

Ich sprang auf und rief den braunbärtigen Rota (der mit seinem blauen Hemde, seiner aufgerollten Leinenhose und seine fettige rothe Mütze in der Hand auf dem Largo di mole alle Stadtneuigkeiten in wohlgesetzte Reime brachte, der bei allen Revolutionen schrie und tobte und bei allen Krönungszügen éviva brüllte, und in dunklen Abendstunden alle möglichen Botengänge verrichtete) herein, und nachdem er mir in seinem Kauderwelsch erzählt hatte, ein Diener des Grafen Bernardo habe ihn an der Madonna del pescatore aufgesucht und hergesendet, warf ich rasch meinen Regenmantel um und folgte meinem Führer durch die winddurchsausten Gassen zu meinem kranken Freunde.

Bernardo war Offizier der Versaglieri. Er hatte sich einer schönen leichtfertigen Dame wegen auf den Tod duellirt.

Er hatte keine Eltern, keine Verwandten. Aber er war sehr reich. — Sein Kammerdiener öffnete mir das Schlafzimmer des Kranken und küßte mir mit schreckensbleichem Gesichte die Hand. „O mein armer Herr! Wie gut, daß Sie kommen! Er stirbt. Und er hat den heiligen padre nicht einlassen wollen!“ —

Und wirklich war Bernardo's Fieber bis zur Exaltation gestiegen, seine Nerven hatten sich bis zur knappen Gränze der Raserei angespannt — noch ein Ruck, noch ein Anstoß, und sie mußten reißen.

Er war religiös gewesen, und er hatte den Beistand der Religion von sich gewiesen. Er war sanft und muthvoll gewesen,

und er läſterte Gott, er hatte dem Tode hundertmal in's Auge geſehn, und er wehrte ſich feig gegen den Tod und er zitterte.

„Sie iſt nicht gekommen, und ſie weiß, daß ich ſterbe!“ ſtöhnte er mit ſeiner wüthenden, heiſeren Stimme, indem er mich zu ſich herabzog. „Sie hat mich niemals geliebt, und ich ſterbe für ſie! Sie hat mich betrogen, und mit dem Bewußtſein dieſer Schmach habe ich doch den Degen gezogen für ihre Ehre! Sie wird glücklich ſein und geliebt und vergöttert, während ich todt, todt ſein werde, ohne gelebt zu haben! Zukunft und Ruhm habe ich ihr gegeben mit meinem Leben, ihr, der Unwürdigen, der Undankbaren! Und ſie lacht und ſpielt, während ich mich in Schmerzen krümme!“

„Gott! Denke an ihn, er iſt voll Erbarmen und Liebe,“ ſagte ich.

„Hat ſie mir eine Liebe für ihn gelaſſen? Hat ſie mir ein anderes Gefühl gelaſſen von Allem was ſchön und gut und edel iſt, außer dem Gefühle für ſie? Ich fluche der Stunde, die mich gebar, wenn ſie mir nichts brachte als die Qual der letzten Wochen und dieſe einſame Todesſtunde! Ich gäbe alle meine nutzloſen Reichthümer dafür, Giulio, wenn ihre Hand lindernd über meine Stirne führe! Ich gäbe meine Seligkeit in jener Welt, und ich wollte ja Alles vergeſſen und Alles gern gelitten haben, wenn ſie jetzt hereinträte und ſagte: Du thuſt mir ſo leid, Bernardo. Und ſie weiß, daß ich ſterbe, Giulio!!“

Er ſtöhnte, und der Tod fing an, ſeinen Schleier über ihn zu breiten.

„Sei ruhig, Bernardo, sei ruhig und denke an ihn, der Dich zu sich ruft, denke an die nächste Minute, die Dich an seinen Thron führt, Bernardo.“

„Giulio, Giulio, Du liebst also nicht? Du hast also nie geliebt? Du weißt also nicht, was das ist, die Eifersucht, die Alles, Alles erstickt und ertödtet, jeden Glauben, jede Hoffnung, jede Pflicht? — Sie ist falsch, Giulio, begreifst Du das? Sie hat mich verlassen um einer handvoll Goldes willen, und ich liebe sie noch, Giulio! Und ich kann mich nicht rächen, ich bin an dieses Lager gefesselt!“ Er schlang seine todesmatten, wie Espenlaub zitternden Arme um mich. „Sag' mir, glaubst Du an Gespenster, Giulio?“

„Bernardo!“

„Ja, nicht wahr, die Seelen sterben nicht? Ich habe das einmal geglaubt, aber in dieser letzten schrecklichen Zeit habe ich's vergessen. Mein Kopf ist so wirr und brennt wie Feuer. Nicht wahr, nach meinem Tode werde ich sie quälen, martern, zum Wahnsinn treiben können? Ich werde sie in den Tod jagen und zu mir hinabzerren können in die Hölle der Ungeliebten, welche wohl die gräßlichste Hölle sein muß! Antonia, Antonia — —

Die Phantasien wurden unzusammenhängend, er lachte laut und ich betete. Er horchte auf mich und fühlte nach mir, denn der Tod hatte schon seine Augen getrübt. „Du kannst noch beten, Giulio? Aber dann bete, daß man Dir nicht das Herz breche, wie mir. Bete, daß Du nie kennen lernst, was Liebe ist.. Wenn

einmal ein zerstörtes Dasein, Selbstmord um Dich herum kriecht und ächzt, das ist dann die Liebe —

„Du bist im Fieber, Bernardo!“ rief ich schaudernd.

„Fieber? Ist ihre Treulosigkeit Fieber, ist ihr Verrath und ihre gemeine Käuflichkeit Fieber? Ist diese Stunde Fieber? Ist meine Gottlosigkeit, mein gebrochenes Herz Fieber? Werde ich erwachen und wird Alles nur ein Fiebertraum gewesen sein? O dann verzeihe mir, Antonia, und Gott segne Dich, Geliebte! Geliebteste! Gott segne Dich!“

Der Sterbende richtete sich starr auf, sein feuerrothes Gesicht spie Flammen, und aus seiner Brust drang der Todesschrei wie ein Hülferuf — der Kampf war vollendet.

„Das ist die Liebe!“ dachte ich schaudernd.

Ein ächzender, geisterhafter Ton glitt durch das Zimmer und das Fenster klirrte. Ich wandte mich mechanisch um. Der Zugwind mußte das schlechtgeschlossene Fenster aufgerissen haben, an welches der Tod mit seinen weißen Fittichen gepocht hatte. Der Diener war vor dem Todeskampfe entflohn, wie früher der Geistliche.

Abergläubischer in meiner Aufregung, wurde mir das Zimmer unheimlich. Selbst das Flattern und Schlagen des erschreckten Kanarienvogels hatte etwas Widerliches, Gespenstisches. Ich drückte die gebrochenen Augen des Todten zu, deckte ein Tuch über das spitze Gesicht und ging. Und abermals machte mich ein dumpfer, ächzender Ton erbeben und stillstehn.

Ich hatte wirklich das Fieber, ich war ein Kind. Es war

die Uhr der Giusù-nuovo-Kirche, welche die elfte Stunde dröhnte, und vom Sturme geschwellt und herumgejagt, schwollen die Schläge zum Donner an.

„Der Doktor hat Recht gehabt," sagte der Kammerdiener, der leichenblaß die Thür hinter uns schloß — denn er wollte nicht allein bleiben bei dem Todten — „der Doktor hat Recht gehabt. Er sagte, Signor Bernardo werde die zwölfte Stunde nicht erleben. O mi conosco!"

Der letzte Ton verhallte langsam und dröhnte noch lange über largo del mercato.

Das war also die Liebe.

Ich liebte Anita in dieser stürmischen Nacht mehr als je zuvor, weil ich mehr als je für diese Liebe fürchtete. War ich ihres sorglosen kleinen Herzchens sicher? Konnte es mir nicht abgewendet werden? Gott bewahre den Menschen vor der Unruhe des Geizhalses, dem um seinen theuren Schatz bangt! Ich eilte nach Hause, als müsse ich die Geliebte schon daheim finden — obwohl ich wußte, daß dies noch nicht der Fall sein konnte. Ich öffnete das Fenster meines Zimmer und horchte auf den jetzt ruhig und stark niederrauschenden Regen. Ich blieb da so lange, bis ich den Wagen der Heimkehrenden auf dem nassen Pflaster rollen hörte. Es kamen zwei Wagen. Stimmen wurden laut, die Hausglocke tönte, der schlaftrunkene Portier öffnete das Thor. In der Vorhalle schwatzten die Frauen. Säbel klirrten zum Hause

hinein und hinaus, und der begleitende Wagen fuhr wieder zurück, während der unsrige von dem etwas lauter als gewöhnlich fluchenden Kutscher im Hofe ausgespannt wurde. Endlich wurde Alles still. Ich trat in den Gang hinaus, um ihr durch die Thür ihres Zimmers ein Gute Nacht zuzurufen. Es war finster, aber unter den Thürflügeln ihres Schlafzimmers glänzte ein breiter Lichtstreif. Da trat mein Fuß auf etwas Weiches, beinahe Unfühlbares. Ich bückte mich und hob den zarten kleinen Handschuh auf, den sie verloren hatte, und drückte den dünnen weichen Stoff an meine Lippen und sog mit den warmen Wohlgerüchen desselben sanfte Beruhigung ein. Die Todtenscene hatte mich fieberhaft aufgeregt, und ich war wie ein Kind. Es gab weder eine Geisterwelt, noch erhörte Flüche, noch treulose Frauen, noch gebrochene Herzen, es gab nur eine Anita, und Anita war mein.

„Wer ist denn da?“

„Ich bin's, Giulio.“

Ein kleiner Schrei. „Du bist noch auf, großer Cousin? Und was will denn der Giulio?“

„Ich bringe Dir Deinen Handschuh und eine gute Nacht.“

„Warte bis Nina öffnet!“

Die Thüre wurde aufgeriegelt, und Anita lachte mir entgegen. Das elfenartige zarte Wesen sah feenhafter aus als je. Sie war noch nicht entkleidet, und Nina löste ihr eben die Haare. Sie war noch in ihre weiße wolkenartige Robe gekleidet, und was nicht weißer Dunst war, war dunkelgrünes Laub. Und das goldene Haar lockte sich kapriziös und leicht und dennoch so dicht und

jugendfeucht um ihren glänzenden Nacken, und ihre großen braunen Augen lachten verwunderter und kindischer und großblickender als je zuvor.

Und sie hatte sich so gut unterhalten, und sie hatte so viel gelacht, und so Viele hatten sie angebetet, und sie hatte so Vielen das Herz gebrochen, und mitten unter diesen Erinnerungen an unvergeßliche Triumphe schlang sie ihre weichen warmen Arme um mich, wie ich auf meinem Schemel zu ihren Füßen saß, und küßte mich im Taumel ihres kindischen Entzückens. „Ach, ich bin so glücklich Giulio, und ich liebe Dich! O ich liebe Dich unendlich!“

Ich ging mit einem sittsamen „glückselige Nacht!“ und die verriegelte Thür schloß für diese Nacht allen Lichtschein aus dem einsamen Corridor.

3. Kapitel.

Ein Hof-Ball.

„Was ist da zu thun!“ sagte meine Mutter, indem sie auf das Porträt meines Vaters wies. „Er hat es so gewollt.“ —

Mein Vater hatte es also gewollt, und sein Wille beherrschte uns noch bis über das Grab hinaus und fand keinen Widerspruch. Ich wurde Offizier.

Obwohl es eine schwüle, unangenehme Zeit war für das Militärleben. Cialdini war nicht mehr der Stern des Hofes, und die Garibaldinos waren keine verhätschelten Halbgötter mehr. Sie mußten ebensogut Pässe haben wie die Borbonicos. Und diese Borbonicos rührten sich wieder, und im Herzen Piemonts selbst fanden heimliche Anwerbungen statt für den Brigantenkönig.

Die Uniform (ich war nur einige Tage Fähnrich gewesen, und hatte dann sogleich die Offiziersepauletten bekommen) stand mir sehr hübsch und meine Cousine fand mich allerliebst, — um so allerliebster, als ich in Neapel blieb und nur in die Kaserne des Castell St. Elmo hinaufzog. Ich konnte täglich zu meiner Braut hinabkommen. In zwei Jahren, an unserm 21. Geburtstage, sollten wir uns heirathen.

Es war ein finsterer Abend, als ich meine Zimmer im Farnese-Palaste verließ, um die freundlichen Offiziersstuben des Castells zu beziehen. Es war ein nasser Abend, von schwarzen Wolken verfinstert; ich fuhr auf einem großen Kahn mit einigen Koffern und Schachteln durch den Hafen — der Strom war so schwarz, daß man nicht drei Schritte weit sah — und die Häuser am Ufer waren nur an den zahlreichen Lichtern sichtbar, die wie Glühwürmer im Nebel blitzten. Der Fährmann fluchte und schimpfte sich mit den uns begegnenden Fährleuten herum, deren Kähne im Nebel an den unsrigen anrannten. Ein ungemüthliches Drängen entstand bei der Landung, die Lazzaronis rissen sich um meine Koffer, aber mein Offiziersbursche Pippo erwartete mich schon, und bald war ich im Castell, installirt, und gab noch in derselben Nacht meinen Kameraden, den verschieden klein- und großbärtigen Bersaglieri-Offizieren, ein lustiges Willkommsmahl.

Ich trug nun den brillanten Rock des Königs und gehörte ihm.

Natürlich unbeschadet der Rechte, welche die kleine Anita auf mich hatte.

Niemand paßte übrigens weniger zum Offizier in Halb-friedenszeiten als ich. Kämpfen, ja! Aber exercieren und tyranisiren? Nicht doch. Die mir untergebene Abtheilung mußte erst einexerciert, das heißt treu gemacht werden; es war eine wilde Rotte, aus lumpigen Lazzaronis gewählt, die Quintessenz von Faulheit und Liederlichkeit. Meine Kameraden versuchten das durch den furchtsamen Oberst Pazzo in die Mode gekommene Mittel der Ueberredung und Freundlichkeit. Ich verstand eben mit

diesen Lumpen nicht zu reden, und ließ prügeln und einsperren. Das mache Deserteure und unruhige, aufrührerische Geister, sagten die Offiziere. Wer nicht gut behandelt würde, laufe zu den Briganten. Man müsse in solcher Zeit vorsichtig sein. Ich fuhr in meiner Manier fort, war nach aller Welt Begriffen ein sehr unpolitischer Offizier. Mein Bursche Pippo hatte ein Höllenleben, und bekam mehr Prügel als Worte. Ich prügelte ihn, wenn er nachlässig war, ich prügelte ihn, wenn sein Fleiß mir lästig wurde, ich prügelte ihn, wenn er verlumpt aussah, ich prügelte ihn, wenn er mir zu hübsch war. Denn er war eine wahre Schönheit der Pippo — freilich mehr bel homo als joli garçon. Ich verfolgte alle meine Untergebenen mit all dem Hasse und der Aufsässigkeit, die nur in der Macht eines Offiziers steht. Schaarenweise liefen die Kerle zu den Briganten über, und ich dachte, man würde diese allgemeinen Klagen endlich einmal satt bekommen und mir den Abschied anrathen. Aber piemontesische Offiziere haben ein weites Feld von Maladresse zu durchmessen, ehe sie von oben herab abgedankt werden.

Täglich ging ich in den alten Palast hinab und täglich war mein Bräutchen schöner. In ihrer Nähe wurde ich stets besser und jünger und leichtherziger. Sie war wirklich ein Theil meines Lebens, und der beste. Sie liebte mich jetzt mehr als die kleinen unschuldigen Koketterien des Mädchenalters. Eines Abends gab der König (der piemontesische Hof hielt sich in Neapel auf) einen Ball in dem königlichen Schlosse Capo di monte, zu welchem der Hof und der hoffähige Adel der Stadt geladen war.

Ich war unter den zum Tanze kommandirten Offizieren. Anita war bewunderungswürdig, und lustig wie eine Lerche. Sie schien für die Cavaliere des Hofes wirklich keine Augen zu haben. Die kleinen, aber prächtigen Loggien des Schlosses waren gedrängt voll knisternder, rauschender, säbelklirrender Leute. Diese Loggien waren gegen das Meer hinaus offen. Die Nacht war wunderschön, die weiße Rauchwolke des Vesuvs kräuselte sich wie ein zerrissener Schleier auf dem tiefblauen Azur des Aethers. Das Laubwerk der Gärten bewegte sich kaum. Die ersten Tänze waren schon vorüber. Für den nächsten Tanz war ich zur Prinzessin Mathilde befohlen. Unser vis-à-vis war der Herzog von Litta mit Anita. Der Herzog machte ihr den Hof und strahlte förmlich vor Liebenswürdigkeit und Galanterie. Der Hauch seines Mundes verließ kaum ihr rosiges Ohr, und seine Hand preßte ihren Handschuh, auch wenn es der Moment des Tanzes nicht forderte. Ich bewachte jede seiner Bewegungen wie ein Argus. Prinzessin Mathilde schaute mich ziemlich sonderbar an, ein so alberner Tänzer war ihr noch nicht vorgekommen. Ich erwachte endlich wie aus einem Traume, und sagte etwas sehr Unpassendes, worüber die Unterlippe der Prinzessin sehr piquirt zu sein schien. Da sah ich mitten in einem Tanz, wie der Herzog, der schöne, königliche, unwiderstehliche Prinz, in seinem Flüstern leiser und traulicher wurde; wie ein gewisses Lächeln seine Züge häßlicher machte, und wie sich der weiße Nacken, der Hals und das Gesicht Anita's mit tiefem Purpur färbte; dieser rosige Schimmer stieg über die Wangen nach ihrer Stirn hinauf und

blieb dort haften eine lange, lange Minute hindurch. Ich hatte ein Gefühl des Schmerzes in mir, welches sich in der nächsten Sekunde zu einem wüthenden Gefühle von Rebellion umwandelte. Ich hätte den Herzog trotz seines Ranges auf der Stelle niederstechen können — diesen Herzog, der es wagte, meiner Braut, meinem Alles, meinem Heiligthum mit einem unbedachten Worte die Schamröthe aus dem empörten Herzen in's Gesicht zu treiben. Unbedacht? Nein. Denn er sprach fort, und in seinem Auge blitzte das fahle stechende Licht der Sinnlichkeit, und er war unwiderstehlich schön!

Ich weiß nicht mehr wie der Tanz endete, ich weiß aber, daß ich nur fremde Gesichter um mich sah, als ich die Prinzessin auf ihren Platz zurückgeführt und mich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedet hatte — nur fremde Gesichter, fremde Gesichter, wie ich durch die Menge eilte.

Aber dort am Ausgange der Loggia, im Gebüsche des nächsten Gartenrayons, in der Nachtkühle stand Anita in ihre Wolke von ostindischem Mouselin gehüllt wie die keusche Verkörperung der Poesie, und der Herzog hatte seinen Arm um ihre Taille geschlungen und lachte, lachte, ohne daß sich die ganze keusche Nacht draußen empörte über diese Entweihung. Die Blumen dufteten und die weiße Rauchwolke des Vesuvs stieg langsam in die Höhe.

Und sie horchte, sie hatte mich nie geliebt! —

Wie und mit welchen Worten ich dazwischentrat, weiß ich nicht mehr. Ich weiß noch wie ich ihre Hand faßte, als der Herzog uns verlassen hatte, und daß ich ihr sagte, sie sei eine

Verrrätherin und sie mache mich leiden. Ich weiß nur, daß sie mich mit todtenbleichem Gesichte beschwor, sie sogleich nach Hause zu führen.

Auf dem Wege sprach weder die Tante noch sie ein Wort; aber als wir daheim in dem alten düstern Zimmer standen und die erstaunte Tante uns mit Fragen überschüttete, da dachte ich, daß sie sprechen wollte. Ich lehnte mit gekreuzten Armen am Tische und hatte ihr schon Alles verziehn, und klagte mich an, daß ich Anita, meine heilige Anita einer fremden Schuld zu zeihen wagte, und wäre zu ihren Füßen gestürzt ehe sie noch sprach.

Aber sie sprach nicht. Auch in ihrer Brust war während der Fahrt eine Veränderung vorgegangen — aus der Unschuld, die sich vertheidigen wollte, war die beleidigte Würde des gewissensreinen, liebenden Weibes geworden. Nicht mehr bleich war ihre Wange, sondern von Zorn geröthet. Ihr Auge flehte nicht mehr wie auf dem Balle, sondern es blitzte wie ein erbarmungsloser Ankläger und ihre geballte Hand lag schwer auf ihrer Brust — aber sie sprach nicht. Sie schlang ihre Arme um den Hals ihrer Mutter und schluchzte: „Der Undankbare! Er tödtet mich.“

Dies Wort löste den Zauber. Ich knieete zu ihren Füßen und sagte ihr, daß meine Liebe meine Schuld sei, und daß sie mir vergeben müsse.

Und sie vergab mir. Denn Liebe muß vergeben, was Liebe verschuldet.

4. Kapitel.

Briganten-Kampf.

Als ich mit Anita in den nächsten Tagen über den Herzog von Litta sprach und erbarmungslos über ihn herfiel, sagte sie mit leuchtenden Augen: „Er ist ein Held, Giulio, er ist ein Mann!“ In der Liebe klingt Alles, was keine Liebkosung ist, wie ein Vorwurf. Ich ging damals tiefsinnig nach dem Castell zurück. Und das Wort Mann, Held klang mir schlecht. Da saß vielleicht der erste Feind unserer Liebe. Es war kein Hinderniß da, nicht einmal eine Aufregung. Aber woher Aufregung nehmen in dieser künstlich gedämpften, schattenlosen Zeit, wo Alles brodelte und grollte, aber nicht kämpfte? Ich mußte Anita in einem neuen Lichte erscheinen. Ich mußte mir ein Renommée machen. Ich war bis jetzt nur ein schöner Mann gewesen, ich wollte jetzt das Letztere ohne das Erste sein. Aber wie? Sollte ich mich duelliren oder zum König Bomba überlaufen?

Pippo, den die Prügel, die ich ihm gab, zu meinem götzendienerischen Sklaven gemacht hatten (es giebt solche Menschen, die von Prügel leben), meldete mir eines Abends, als ich auf

Befehl zu Hause bleiben mußte, in den Abruzzen bereite sich ein neuer großer Coup der Camorra vor, die, zwar nicht direkt von ihrem Oberhaupte dem König Bomba angeführt, die Gräfin Fiammabella auf ihrer Reise nach Catania anhalten, gefangen nehmen, und nur gegen viele demüthigende politische Bedingungen dem König Victor Emmanuel zurückstellen wollte.

Denn die junge Gräfin Antonia Fiammabella war die erklärte Beherrscherin des königlichen Herzens und der königlichen Chatoulle. Es war dieselbe Abenteurerin, die meinen armen Bernardo in den Tod gejagt hatte. Der König hatte sie vor Kurzem zur Gräfin erhoben und ihr das piemontesische Indigenat ertheilt. Sie residirte auf dem wunderhübschen Lustschlößchen Pallavicino im Bosco und regierte sowohl die Armee als die Finanzen. Erstere mit ihrem Lächeln, letztere mit ihrer kleinen Hand.

Ich glaubte meinem Pippo ganz einfach seine Nachricht nicht.

„Und woher weißt Du das Alles?“ fragte ich den Burschen. „Weißt Du nicht, daß ich Dich todtprügeln lasse, wenn Du mich anlügst?“

Pippo wurde sehr verlegen und murmelte Etwas von einer „Base“ und von „Terni,“ und endlich reimte ich mir die Sachen so zusammen, daß er ein Verhältniß mit einem der schönen Melonenmädchen aus Termoli haben müsse, die mit pittoreskem Kopfputze wöchentlich einmal aus ihrem Abruzzennester herabkommen und auf den Molis Früchte ausbieten. Daß ihm eine von diesen Dirnen, deren Brüder, Väter, Liebhaber sämmtlich Räuber sind, den ganzen Camorra-Anschlag verrathen habe. Und

da war es wohl glaubwürdig, daß Pippo die Wahrheit sprach. Aber was für einen Grund konnte der Kerl haben, mir und den Piemontesen dienen zu wollen? Ich wußte sehr gut, daß er aus dem ultra-bourbonischen Räubernest Terni rekrutirt worden war. Aber auch dafür war bald ein einleuchtender Grund gefunden. Der Bursche betete mich an — prügelte ich ihn nicht täglich bis ich müde war?

Aber was noch wahrscheinlicher war, er wollte mich los sein. Er wollte lieber die Gräfin durchschlüpfen lassen und mich den Messern der Briganti überliefern ... vielleicht sich selber durch einen Stoß in meinen Hals rächen. Aber das blieb sich gleich. Ich zog nähere Erkundigungen ein und erfuhr, daß die Gräfin wirklich eine Reise nach Catania beabsichtige. Das war etwas für mich! Das Geheimniß mußte mein bleiben, wie die Ausführung mir gehören mußte. Anita liebte mich schon. Den abenteuernden Helden mußte sie anbeten.

Ich überhäufte Pippo mit Geld anstatt mit Prügel, und er schaffte mir wirklich ein schönes braunes Termoli-Mädchen nach dem Castell hinauf, die er in seiner Bedientenstube küßte und ausfragte, während ich hinter dem Vorhange des Kleiderschranks lauschte. Da erfuhr ich denn nicht nur, daß die Camorra die Absicht habe, die Gefangennehmung der Fiammabella zu politischen Zwecken zu benutzen, sondern auch, daß in nächster Woche auf der Felsenfestung Pozza von den Agenten des Königs Bomba für die Kerntruppen der bourbonischen Armee robuste Sträflinge angeworben werden sollten. Die Beamten der Festung waren unter

ihrer piemonteſiſchen Hülle rein-bourboniſche Schwindler, die den Werbern bereitwilligſt Thor und Thür öffneten.

Nachdem Pippo dies Alles zwiſchen zwei Küſſen aus ihr herausgelockt hatte, verließ ich mein Verſteck. Was thun? Sollte ich die Sache meinen Vorgeſetzten anzeigen?

Die würden mich in den Hintergrund geſchoben haben, ſie waren ohnedies verſchuldet bis zum General hinauf. Mich an den König wenden? Das ging nur durch meine Vorgeſetzten. Am beſten, ich wendete mich an die Fiammabella ſelbſt. Ich unterrichtete ſie von der Gefahr, in der ſie ſchwebte, und bat ſie, mir dafür beim Könige ein Detachement und den Befehl auszuwirken, die Briganten-Werbung auf der Feſtung unmöglich zu machen. Das war das Beſte. Der König war beinahe die ganze ſchöne Zeit hindurch bei ihr auf Pallavicino unter dem Namen eines Grafen von Caſano, und was ſie wollte das geſchah.

Anita ſchrie laut, und meine Mutter beſchwor mich, der abenteuerlichen Sache ihren Lauf zu laſſen — aber ich wollte eben, und Anita's Schreie verſtummten unter meinen Küſſen. „Für Dich, Anita!“ ſagte ich, und ihre Eitelkeit ſtrählte ſich bei dieſen Worten wie ein Kätzchen in der Sonne.

Ich ritt nach Pallavicino hinaus, ließ die niedliche Gräfin um eine gnädige Audienz erſuchen, wobei ich ihr eine Warnung zukommen laſſen wolle, wurde auf den nächſten Morgen beſtellt und ſtellte mich zur beſtimmten Stunde in meiner Galla-Uniform vor.

Antonia Fiammabella befand ſich in der ſchönen bel étage mit den hundert Ausgängen nach dem jasminduftenden Garten.

Der Duft erstickte mich beinahe. Und bei ihr war der Graf Casano, der seit zwei Tagen dies buon-retiro nicht verlassen hatte. Eine schwarze Zofe Patita, die hier in der ländlichen Zurückgezogenheit ein Heer von Dienern ersetzte, hatte mich eingeführt.

„Sie sind der Offizier, der mich warnen will? Erzählen Sie das dem Grafen, Signor," — sagte die Fiammabella.

Sie war wunderschön, göttlich. Ihre schwarzen Haare flossen in feuchten Locken über den Schnee des Mousselins herab. Der Graf war dick, roth wie eine Pfingstrose und schwitzte wie Niemann als Rienzi.

Ich machte ihm die Honneurs ehrerbietiger als das Inkognito vielleicht gestattete, meldete was ich wußte, und bat um den Befehl, die Werbung hintertreiben zu dürfen.

Die Beiden saßen auf einem breiten, niedrigen Gartendivan. Patita plünderte die Blumen der Vasen zu einem phantastischen Kopfputze.

„Dieser junge Cavalier sieht aus wie ein Fürst;" — sagte die Fiammabella mit ihrer tönenden Alt-Stimme, und mit jener Unbefangenheit oder vielmehr Unverschämtheit, die sie so unwiderstehlich machte.

„Sie sind Ihrer Sache sicher?" — fragte der Graf Casano mit einem Achselzucken. „Und Sie verlangen ein Detachement?" —

„Ohne ihn würden mich die Briganti in acht Tagen gefangen nehmen," — sagte Fiammabella.

„Eine Chimäre. Und" (er wandte sich wieder zu mir)

„Sie wollen das Abenteuer bestehn? Sie sind noch jung und unerfahren. Sie können es scheitern machen. Ein älterer Offizier verdient mehr Vertrauen.“ —

„Ein Aelterer wird nicht dieselbe Vorliebe für das Abenteuerliche mitbringen wie ich. Ich habe mir in den Kopf gesetzt zu siegen, und werde tapfer sein, wo ein Erfahrener bedacht sein würde. Ich liebe, mein Graf.“ —

„Ah! Er liebt!“ — lachte die Fiammabella.

„Oder ich bete an, ma donna!“ —

„Eine Neapolitanerin? Sie heißt?“ —

„Anita. Anita, ma donna.“ —

„Da haben Sie es!“ — lachte der Graf, indem er die Fiammabella neckte.

Und ich erhielt mein Detachement und meinen Befehl, und verließ Pallavicino. Pippo hatte die Villa schon vor mir verlassen. Er erlaubte sich Alles, seit er der Favoritin einen Dienst geleistet hatte.

Die Ausrüstung der Expedition fand im Castell statt, und Pippo, den ich wieder in's Gewehr gesteckt hatte, fragte mich am Vorabende des Abmarsches, ob ich nicht zur Fiammabella gehen würde, um ihr meinen Dank zu sagen.

„Warum? Was kümmert das Dich, Bajazzo?“ —

Und Pippo blinzelte mit den Augen und lachte und erzählte mir, obwohl ich ihn bei meinem Wegritte von der Villa umsonst gesucht habe, sei er noch dagewesen, Patita habe ihn in der Küche bewirthet und habe mit ihm diskurirt, und dann sei die Gräfin selbst in die Vorhalle hinausgekommen und habe ihn ausgefragt über die Anita, die eine alberne Puppe sein müsse, und habe ihm zuletzt aufgetragen, mit mir über sie zu sprechen.

Die Gräfin war eine Dame der That. Sie machte einen gräulichen Lärm über den Dienst, den ich ihr geleistet hatte, sie fuhr bei Mama vor, sie lud Anita zu sich, kurz, sie überschüttete uns förmlich mit Dankbarkeit.

Mit dem Hauptmann Miravila machte ich mich in Begleitung von so und so viel Mann von Neapel auf. Wir passirten per Eisenbahn die Stationen Torre del greco, den Bosco, marschirten dann zu Fuß durch das Räubernest Terni, und erreichten die Festung Pozza an dem Tage, an welchem die Werbungen beendet sein sollten. Die Festung war ein wahres Steinnest, am Pik eines Adria-Felsens hängend. Die Sonne lag roth wie Blut darüber. Ich ließ die Truppe in Termoli unten und ging mit Miravila und zwei Führern im Civilmantel nach der Festung hinauf. Wir wußten durch Pippo das Losungswort der Borbonicos und stellten uns als Anzuwerbende vor. Uebrigens geschah die Werbung ziemlich öffentlich.

Der Hof war mit schmutzigem Gesindel angefüllt. Gefangene, die der schmutzigsten Verbrechen wegen zu 20—30 Jahren Gefängniß verurtheilt waren, standen da mit Flinten und Messern

bewaffnet umher. Einige trugen noch ihre Ketten, Anderen wurden sie eben abgefeilt. Sie waren von dem Agenten des Königs Bomba ganz frisch geworben worden. Der Festungskommandant hatte so und so viel Dukaten erhalten, und war schon am frühen Morgen über die Grenze gegangen, ohne auch nur den Kopf zu wenden. Die Festung gehörte den Verbrechern und den Briganti. Da war's zu spät zu handeln. Es waren zwar im ganzen nur etwa 60 Mann, aber wenn ich meine Leute heraufkommen ließ, konnten sich die Kerle verschanzen, und auf eine Belagerung dieses Felsennestes konnten wir uns unmöglich einlassen. Wir gingen also wieder hinab und zogen von Termoli ab nach den Hügeln hin. In einem Hohlwege stellten wir uns auf. Dort mußten die neuen Truppen des erhabenen Bourbons vorüber. Die Sonne war schon ganz untergegangen, aber der Himmel war noch blutroth, blutroth die Erde, blutroth die Abhänge. Da raschelte das Gras und das verdorrte Laub und der Sand kreischte und Stimmen murmelten. Ein Brigant in abenteuerlicher Uniform schritt mit einem Karabiner voran; er sang mit seiner sammtweichen melancholischen Stimme ein Lied von der Pracht des Mondes, wie er um die Steinblöcke schwenkte . . . und mitten in einem Triller lag sein Kopf zu meinen Füßen. Und ehe ich mir noch das Blut aus den Augen wischen konnte, flog ein zweiter Kopf, den sich einer meiner Soldaten zum Ziele gewählt hatte, hochaufspritzend auf die Erde nieder. Die Briganten standen. Wir waren dicht gedrängt im Hohlwege, und man konnte uns daher nicht attaquiren. Wohl aber konnten wir, ohne den Ueberraschten

Zeit zu gönnen, aus dem Hohlwege herausquellen wie Wasser aus dem Felsen und mit unseren Säbeln eine tüchtige Ernte halten, die sie uns nicht schuldig blieben. Aber wir waren ihnen überlegen. Geschrei, Gestöhn, Flüche, Brüllen. Ich wurde im Gedränge niedergeworfen und verlor meinen Säbel; meine Hände faßten krampfhaft das blutbethaute hohe Gras. Der letzte Feuerfleck am dunkelnden Himmel zeigte mir Pippo's Gesicht und die blitzende Klinge eines Bayonetts, welches sich nach meiner Brust senkte.

Bestie! schrie ich und schloß die Augen. Die Spitze der mörderischen Waffe drang in meine Haut, aber sie drang nicht weiter. Und als ich die Augen wieder öffnete, fiel ein schwerer Körper über mich. Pippo lag mit gespaltenem Schädel auf mir. Ich machte mich unter der Leiche hervor und dankte dem schwarzäugigen Soldaten, der mich gerettet hatte. „Sie waren meiner besonderen Obhut anvertraut," lächelte der hübsche junge Cadett. „Wir bleiben Sieger."

Sechszehn Briganti waren todt, zwölf verwundet. Die Uebrigen waren verschwunden. Von den unsrigen waren sechs Mann gefallen.

Die neuen Truppen des Königs Bomba waren schon im Entstehen zu Grunde gegangen.

5. Kapitel.

Die Maitresse des Königs.

Während der drei Tage, welche die Expediton dauerte, war Anita dreimal nach der Villa der Fiammabella geholt worden.

„Weißt Du, daß ich dort jedesmal den Herzog von Litta treffe?“ — sagte mir Anita halb weinend — „Und er quält mich immer“ —

„Das alberne Ding mit ihren Smorfien!“ — machte die Tante, während sie ihre Vögel fütterte — „Die Fiammabella ist die charmanteste Person von der Welt — und von einer Aufmerksamkeit gegen mich . . .!“ —

„Es dürfte doch um Anita's Willen besser sein, wenn Sie diese Bekanntschaft aufgäben!“ — sagte ich. Anita lehnte ihr blondes Köpfchen an meine Brust.

„Da spricht die Eifersucht aus Signor Giulio!“ — machte die Tante mit einem Achselzucken, indem sie die Vögel ärgerte, daß sie kreischten. „Seitdem Du die Uniform trägst, bist Du von einer Süffisance . . .“

„Die meiner Braut gegenüber wohl nicht am unrechten

Orte ist?“ — sagte ich ernst, und kehrte nach dem Castell zurück.

Ich erstattete alle nöthigen Berichte, und am Nachmittage des folgenden Tages machte ich mich auf den Weg, um der Gräfin auf ihren Wunsch eine mündliche Beschreibung der Expedition zu geben. Ich mag nicht denken, wenn der schöne frische Sommerwind mir das Haar lüftet, und ich blickte also gedankenlos den Staubwolken nach, die ein mir begegnender Wagen aufgewirbelt hatte, daß mein Pferd pustete und schnaufte. Ich war in meinen Gedanken so faul, daß ich erst an der Pforte der Villa den Gedanken ausdachte: „War das nicht der Wagen des Herzogs von Litta?“

Ein lustiges Geschrei empfing mich, als ich gemeldet wurde. Die Fiammabella kam mir in der Mitte des Zimmers entgegen und nannte mich ihren Helden, und es war Gesellschaft da. Meine Tante, die im Handumdrehen Fiammabella's Busenfreundin geworden zu sein schien, fühlte sich hier wie zu Hause. Die erste Viertelstunde wurde mit dem silberhellen Lachen der Fiammabella ausgefüllt. Anita hatte verweinte Augen. Während die Fiammabella für einen Augenblick durch das Fenster in den Garten hinausschrie, flüsterte mir das arme Mädchen zu, der Herzog von Litta habe sie mit der Zustimmung der beiden Frauen geküßt und er sei dreister als je gewesen, und sie wolle nach Hause. —

Die Wuth kochte in mir, und ich befahl — befahl meiner Tante in gedämpftem Tone, sie möge ihre Tochter augenblicklich nach Hause führen.

„Großer Gott!“ — Sie starrte mich wie versteinert an. „Was unterstehst Du Dich, Giulio!“ stöhnte sie endlich.

„Haben Sie gehört? Es wird für Anita Zeit, daß sie nach Hause fährt,“ — sagte ich mit geschlossenen Zähnen. Die Fiammabella hatte der im Garten beschäftigten Patita einen Befehl ertheilt, und wie sie sich jetzt umwandte, kam ein voller Strahl der Sonne mit ihr in das schattige Zimmer. „Nach Hause soll meine kleine Anita? Weshalb denn, mein junger Held?“ —

„Weil hier ihr Platz nicht ist, Signora!“ — sagte ich mit lauter Stimme.

Sie war bleicher als gewöhnlich, aber sie lächelte nur, als meine Tante zitternd und wüthend aufstand, um den Befehl zur Abfahrt zu geben. Anita empfahl sich bei der Gräfin, die Tante war ein Gemisch von Wuth, Erstaunen und Süßlichkeit, und ich geleitete die Damen bis zur Thüre.

Als der Wagen auf dem Kieswege rollte, wandte sich die Fiammabella um. „Kommen Sie, mein Herr Offizier!“ — sagte sie. Ich verbeugte mich stumm und blieb vor dem Fauteuil stehen, in welchem sie sich niederließ. Sie bot mir keinen Sitz an, sondern maß mich mit ihren schwarzblitzenden Augen.

Antonia Fiammabella war ein außergewöhnliches Wesen. Verderbt wie ein Lazzaroni und leichtsinnig wie ein Kolibri. Der Luxus war ihr Naturell, die Verschwendung ihr Bedürfniß, sie besaß alle Antipathien und Sympathien eines verzogenen Kindes. Sie war von Natur aus zur Liebe und zum Verderben der Menschen geschaffen. Sie hatte brennendheiße Leidenschaften, und dennoch kein

Herz. In den Zwischenpausen ihrer Passionen lebte sie von den Triumphen ihrer Eitelkeit. Diese Triumphe und die ihr nöthigen Brillanten nahm sie, wo sie sie eben fand — ohne Unterschied. Sie war schön, graziös, witzig, unverschämt, tollkühn. Sie blendete, sie verhexte ihre Anbeter. Sie war fügsam, arrogant, spottsüchtig, hingebend, eigennützig, opferwillig. Gefahren, Beleidigungen, Kämpfe erhoben und begeisterten sie; ihr Köpfchen fand in solchen Lagen eine Welt von Muth und Genie.

Jetzt hatte sie den „Grafen von Casano" gezähmt wie ein wildes Roß und hielt ihre Mignon-Füßchen fest auf ihm.

Sie liebte mich, und sie war furchtlos genug, diese Liebe beinahe offen einzugestehen — selbst vor den Augen des Grafen. Ein Kuß machte ihn blind, eine Reue-Scene machte ihn Alles verzeihen. Wenn er ihr in diesem Augenblicke vorgeworfen hätte: „Antonia, Sie haben sich in diesen Giulio verliebt!" so würde sie mit einem Achselzucken gelächelt haben: „Ich will die Uebung des Eroberns nicht verlieren." —

In diesem Augenblicke saß sie vor mir wie eine schöne zornige Katze und ihre sonst so sammetnen Augen stachen wie zwei glänzende spitze Messer. — „Warum haben Sie mich vor diesen beiden Frauen beleidigt, Signor Giulio Farnese?" —

„Sie wollten meine Cousine, meine Braut mit dem Herzoge von Litta — zusammenbringen, Signora." —

Sie lachte verächtlich und schaute mit einem unbeschreiblichen Blicke zu mir auf. „Giulio," — sagte sie dann mit veränderter, tiefer, voller Stimme, „keine Phrasen — keine Heuchelei zwischen

uns. Sie sollen mich als Ihre beste Freundin kennen lernen. In meiner Hand halte ich eine glänzende Zukunft. Wollen Sie dieselbe als Geschenk von mir annehmen?“ —

„Mit Anita?“ —

„Anita! Immer Anita!“ —

„Ich liebe sie, Signora.“ —

„Sie denken an diese Anita in einem Augenblicke, wo sie eine Zukuuft voll Ruhm und Glanz wählen können? Hören Sie, Giulio. Ich habe oft gedacht, wozu ich eigentlich noch auf der Welt bin. Mich langweilt Alles, weil mir nichts zu wünschen übrig bleibt. Ich verabscheue die Männer, um nicht in die Gefahr zu kommen, sie zu lieben. Ich habe nicht einmal mehr Freude an der Verschwendung. — Seit ich Dich kenne, Giulio, weiß ich, weshalb die Laune des Schicksals mich für einen Augenblick so mächtig gemacht hat — um Dir zu dienen. Du bist jung, ehrgeizig, tapfer, schön, ein Mann! Alles was ich vermag und habe ist Dein! Deine Liebe zu mir und die Liebe eines eitlen Potentaten sollen Dir als Steigbügel dienen. Vertraue meinem Worte!“ —

„Ich liebe Anita.“ —

„Hier steht er vor mir,“ — murmelte sie — „wie ein gedungener Henker ohne Erbarmen. — Und kannst Du diese Liebe nicht vergessen?“ —

„Vergißt man seine Religion?“ —

„Wohl. Laß Dich lieben. Aber liebe nicht selbst! Für Dich und Dein Flammenauge ist nur ein Weib geschaffen, welches Dir

dienen und mit Dir herrschen kann! Ein Weib muß an Deiner Feuerbrust ruhen, und keine Puppe. Sie muß sich zu der Größe Deiner Capricen aufschwingen und Dir beistehen können, sie muß Deinem Winke gehorchen wie eine gebändigte Sklavin und muß Deine Laune beherrschen können mit einem Lächeln. Was kann Dir jenes Mädchen bieten? Eine Pensionsliebe. Sie kann kein ernstliches Hinderniß sein zwischen uns." —

„Uns! uns!" —

„Oh, schweige! Wir sind nicht hier einander gegenüber wie zwei Gegner, um zu kokettiren. Ich bin kein Weib mehr, ich bin Dein Geschick, denn ich fühle es. Giulio, ich bin für Dich geboren." —

„Sie sind schön, und ein Mann mit einem freien Herzen würde wohl sein Leben geben für einen solchen Blick, für einen Kuß von diesen lächelnden Lippen. Aber ich liebe Anita, Signora, und bin todt für Alles Andere — selbst für die Schönheit einer Göttin, selbst für — Ihre Schönheit, Signora."

Sie lachte wie ein schöner Teufel lachen würde.

„Du bist reizend in Deiner Einfalt, Giulio!" —

„Was soll das heißen?"

„Siehst Du denn nicht, daß Ihr Beide in meiner Hand seid? Hältst Du mich für so schwach, daß ich Euch nicht trennen kann? Ich kann Dich heute von hier entfernen, und ich kann heute Deine Geliebte zur Ehrendame der Prinzessinnen machen lassen — eine Gunst, die man nicht ausschlagen darf. Eine Gunst, die sie hier fesselt..."

„Ah! das ist ein Kampf, Signora! Sie wollen mir das Liebste rauben was ich besitze! Aber was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie ein Eigenthumsrecht über mich zu besitzen glauben? Sie wollen mein Leben zerstören! Das ist ja nicht Liebe, das ist Haß! Sie haben mein Geschick in Ihren Händen, sagen Sie! Fürchten Sie denn nicht, ich könne bei solchen Worten vergessen, daß Sie ein Weib sind? Ich könne Sie tödten?!“

„Der Tod von Deiner Hand, Dein Haß ist mir lieber als Deine Gleichgültigkeit!“ lachte sie, wobei ihr Athem meine Lippen streifte.

„Und wenn ich Alles dem Grafen von Casano sage?“

„Er liebt mich. Er wird nur mir glauben. Und Du wirst es nicht thun. Denn durch Dich unglücklich gemacht, habe ich doppeltes Recht auf Dich, dann gehörst Du erst recht mir! Ich bin dann an Dich gekettet. Wenn der Graf mich von hier fortjagt, ziehe ich in das Castell hinauf — dort ist dann meine Heimath.“

Sie hatte auf Alles eine Antwort. „Lassen Sie mich!“ Sie hatte meine Hand gefaßt. Sie trat zurück, aber sie ließ mich nicht los. „Und glaubst Du, daß Anita an Dir hängt wie Du an ihr? Glaubst Du, daß sie den glänzenden Herzog dem armen Bersaglieri-Offizier nicht vorziehen wird — im Herzen wenigstens. Kann sie Dich denn verstehen? Glaubst Du denn nicht, daß nach den ersten Flitterwochen von ihrer Liebe zu Dir nur die Reue geblieben sein wird, dem brillanten Herzog die Thüre gewiesen zu haben? — Ist sie denn eifersüchtig? Sie ließ Dich ruhig bei mir!

Sie errieth in mir nicht ihre Nebenbuhlerin! Ist das Liebe? Geh' nach Hause. Frage sie. Sage ihr, Du liebtest mich. Und wenn sie sich nicht ruhig darin ergiebt, so kannst Du mich tödten, beschimpfen, verlassen, Alles was Du willst."

Ich lächelte ruhig. „Wenn Anita den Gedanken an eine Trennung nicht mit Unwillen von sich stößt, so weihe ich mich Eurem Dienste, schöne Gräfin."

„Es gilt? Dein Ehrenwort darauf?"

„Ich bin Anita's sicher, Signora. Wenn Anita mir die Freiheit giebt, gehöre ich Ihnen — unbedingt, mit Leib und Seele."

Sie ließ mich los aus ihren umstrickenden Armen. „Giulio! Nimm diesen Schlüssel. Du siehst dort unter den Pinien das Gartenhaus. Weile nicht zu lang! Ich lebe nicht bis Du wieder kommst. Der Abend bricht bald herein. Eile nach Neapel!"

6. Kapitel.

Blonde Liebe und braune Liebe.

Die Funken sprühten aus den heißen Steinen der Straße unter den Hufen meines Pferdes. Mit einer Staubschichte überzogen, hielt ich den wiehernden Rappen vor dem Hause meiner Mutter. Die alte Rita lungerte im Hausgange unten und wollte in den Wohnzimmern meine Ankuft melden; ich befahl ihr aber in ihre Küche zurückzukehren. Ich wollte nur Anita sprechen. Sie sei noch nicht lange zu Hause mit ihrer Mutter, befinde sich im Erdgeschoß, im Bilderzimmer an der Gartenpforte. Dorthin wandte ich mich nun, und fand Anita, noch mit dem weißen Schleier über den blonden Locken, aufgeregt hin und herschreitend.

„Anita!“

Sie drehte sich um, und ihr Gesicht glänzte vor Entzücken, als sie mich erkannte. Es war, als habe sie mich seit einem Jahre nicht gesehn oder nie mehr gehofft mich zu sehn. Sie flog mir an den Hals und fing an zu weinen.

„Was hast Du, Anita?“

„Oh, Du bist bei diesem Weibe geblieben! Wie kannst Du

nur? Wenn Du heut nicht mehr gekommen wärst, ich wäre in der Nacht gestorben. Giulio, Giulio, was hast Du aus mir gemacht? Du wirst sie nicht wiedersehn? Sie liebt Dich. Sage mir nichts. Ich weiß es. Du weißt, daß Mama ganz selig ist? Der König hat mir durch den Herzog von Litta die Stelle eines Ehrenfräuleins versprechen lassen! Und das darf man nicht ausschlagen. Ach, wenn wir doch von hier fort könnten, Geliebter! Mein Gott, mein Gott, seit einer Woche erlebe ich so viel! Alle diese Gedanken machen mich krank. Gulio, Du wirst mich immer lieb haben?"

Sie weinte. Das arme ahnungsvolle Herz pochte an meiner Brust. „Anita, fasse Dich, was hast Du?"

„Was ich habe?" rief sie leidenschaftlich, „was ich habe? Ich weine, ich sterbe tausendmal, seit ich den Blick dieses Weibes auf Dich gerichtet sah, und Dich bei ihr wußte! Ich fasse seit einer Stunde tausend unmögliche Pläne, seit einer Stunde! begreifst Du? und da bist Du wieder! Und fragst, was ich habe . . .!"

„Mein Liebling!"

„Ich habe Dich verlästert, Giulio, ich dachte, Du könntest mich vergessen! Ich war ungerecht, verzeihe mir! O die schreckliche Nacht, die ich durchlebt hätte. Da bist Du ja . . ."

Ich drückte sie ans Herz. „Um Dich um ein Opfer zu bitten, Anita."

„Ein Opfer? O wie glücklich machst Du mich, Giulio! Sprich doch, sprich doch . . ."

„Anita, ich bin nur ein einfacher Offizier, ohne Zukunft, ohne großen Reichthum. Ich kann Dir nur ein bescheidenes Loos bieten. Eine Heimath in diesem alten Hause und meine Liebe. Du bist jung, Du täuschest Dich vielleicht. Du glaubst mich zu lieben, aber wenn Du einst schöne glänzende Cavaliere sehen wirst, wirst Du mich verabscheuen. Du wirst bereuen, Du wirst Dich unglücklich fühlen. Der Herzog von Litta liebt Dich. Du sollst ein Ehren-Fräulein der Prinzessin werden. Der ganze Hof wird Dich anbeten und umschwärmen, denn Du wirst die Schönste sein, Anita; Du mußt dann verfluchen, daß Du an mich gefesselt bist . . .“

„Giulio, Du bist ein Verräther!!“

„Vorwürfe, Anita?“ Sei vernünftig und gieb mir Recht.“

„Aber was willst Du denn? Siehst Du denn nicht, daß ich sterbe?“

„Vielleicht, Anita, wird uns schon in den nächsten Tagen die Rache eines mächtigen Weibes trennen für längere Zeit — für Dich dann die Verführung, für mich die Einsamkeit. Wir werden uns nicht so schnell von unseren Banden losmachen können, um vereint Allen Trotz bieten zu können. Ich will nicht Schuld sein, daß Du Verfolgungen ausgesetzt bist um meinetwillen, ich will endlich nicht Schuld sein, daß Du als meine Frau an ein bescheidenes, einsames Leben gefesselt bist . . .“

Sie starrte mich an. „Ich verstehe Dich nicht, Giulio —“

„Das Einfachste ist also ein gegenseitiges Aufgeben unserer Stellung —“

„Ein Wort noch, Giulio . . .“

„Eine Trennung für immer . . .“

„Eine Trennung!“

„Ja.“

„Ah! Gott verzeihe Dir, Giulio, Du hast mich in's Herz getroffen!“

Aber ehe die Erbleichende sinken konnte, lag ich zu ihren Füßen und sagte ihr Alles was meine Liebe fand. Ich erzählte ihr meine Unterhaltung mit der Gräfin und sagte ihr, daß ich noch heute Nacht nach Pallavicino zurückkehren wolle. Und Anita, die mich noch vor zwei Minuten beschworen hatte, nie mehr zu diesem Weibe zu gehen, sagte mir jetzt: „Geh!“ — So wahr ist es, daß die Liebe einen Accent hat, den die Liebe versteht, und dem die Liebe vertraut. Sie sah ihr eigenes Bild in meinen Augen und mein Herz schlug langsam und warm an dem ihrigen, untrennbar, ewig.

Unter dem tiefdunklen Baumschatten lag ein großes steinumgränztes Bassin. Ich durchschritt die lange, stille, einsame Allee, die dahin führte. Und aus dem tiefen Baumschatten trat jetzt Antonia's weiße Gestalt in das blendende Licht des Vollmonds hinaus, wie ein Schwan, der aus den Fluthen taucht, glänzend und voll wie ein belebtes Marmorbild, und lächelnd mit den höllischen Augen wie eine Bachantin. Ehe wir sprachen, breitete sie mit einer königlichen Geberde die Arme aus und wies in den in einem hohen, tiefen und herrlichen Elemente schwimmenden Mond.

„Dein Stern muß ein glücklicher sein, Giulio," — lächelte sie mit einem Lächeln, das einen Heiligen um seine Seligkeit gebracht hätte, und die wolkigen feinen Wellen ihres weißen Negligé's zeichneten ihre brünetten Glieder ab — „Dein Stern muß ein glücklicher sein, denn ich bin schön, ich liebe Dich."

Sie neigte ihr Haupt auf meine Brust, daß ihr Haar wie ein schwarzer Strom daran niederrieselte und blickte mit ihren verschleierten Augen zu mir auf. Und die Nacht, die tiefe, stille, wunderbare Nacht um uns schien einen tiefen Athemzug zu thun. Weiterhin über den versilberten Büschen lag Neapel — Neapel um Mitternacht, in einem wunderbaren Lichte von Thau, Kühle und Mondesglanz. Und dort betete mein blondes Mädchen für ihren Geliebten. Ich war gepanzert gegen die Versuchung in meiner Brust.

„Signorina, Anita liebt mich wie ich sie liebe. Sie haben Ihre Neigung einem Unwürdigen zugewendet. Ich bin gekommen, Ihnen dies zu sagen. Lassen Sie mich nun gehn." —

Es war nicht möglich. Sie mußte sich getäuscht haben. Waren das Augen, die mich da anblitzten, oder waren es Dolche? „Ah, Verwegener!" keuchte sie aus tiefster Brust.

Das Bassin, an welchem wir standen, war voll kühlen, klaren Wassers, dessen Decke mit Laub und Blüthen besäet war. Und bei Gott, ich wich zurück . . . denn noch ein Moment, und ihre kleine Faust hätte mich mit der Kraft des brennendsten Zornes in die stille Tiefe geschleudert. Mein Urtheil war von diesem

Augenblicke an gesprochen. „Tollkühner! Du wagst es, die Gräfin Fiammabella herauszufordern? . .“

Ich lehnte jetzt an der hohen Cypresse, deren Zweige das Wasser berührten, und hielt sie mit meinen Blicken fest . . . nicht die Gräfin Fiammabella, sondern die treulose Geliebte Bernardo's.

Sie sprach nicht, aber sie zuckte plötzlich zusammen wie im Fieber und sie fuhr mit beiden Händen nach der Stirne. Ich sah Bernardo sterben, und ich hörte im Gedanken seinen Fluch, wie ich sie so anblickte.

„Sie hat mich verlassen um eine Handvoll Gold! Sie kommt nicht, und sie weiß, daß ich für sie sterbe . . . Ich verfluche sie, und wenn es einen Gott giebt, so wird mein rächendes Gespenst zwischen mir und ihrem Glücke stehn,“ — so sprach der Freund meines Herzens, als er sich im Todeskampfe krümmte . . . und ich habe nicht Lust, eine so grauenvolle Erbschaft anzutreten, ma donna.“ —

Meine Worte hatten die Gluth ihrer Leidenschaft in Eis verwandelt. Sie hatte meinen Freund vielleicht einen Augenblick geliebt, und ein Weib bleibt immer Weib, wo sie einmal geliebt hat. „Bernardo!“ — schrie sie, und sie wurde so bleich wie die Scheibe des Mondes — „Bernardo! Heute wenigstens wollte ich ihn vergessen! Wo ist er? Wo ist er?“ —

„Im Grab, Signora.“ —

„Nein!“ — kreischte sie — „dort, dort . . !“ —

Und mit stieren Augen die finstere Allee hinabblickend, machte

sie einen wilden Sprung zurück und fiel wie ohnmächtig in's Gras. —

Entsetzt schaute ich in das Dunkel des langen Baumganges. Breite Streifen Mondlichts zwischen den dünnen Schatten der Bäume. Todtenstille, so daß man hätte eine Fliege summen hören. Sonst nichts. Nichts.

„Barmherzigkeit!“ stöhnte sie jetzt auf.

War es ein Schrei ihres leichtfertigen Gewissens, oder Etwas, das übrig bleibt, wenn das Blut vertrocknet und das Fleisch verwest ist, aber wie sich jetzt der Mond zwischen Wolkenfetzen verbarg, strich ein dunkler Schatten von der Ohnmächtigen weg nach der Allee hin, ein Flattern und sich Heben rauschte durch das plötzlich krampfhaft erregte Laub der Bäume, Vögel flatterten aus den Zweigen auf, ein Aechzen klang durch den Park, die ganze Nacht schien sich vor ihm zu entsetzen.

Ich wandte mich ab von der Besinnungslosen und floh durch das hohe Gras, durchkältet bis in mein innerstes Mark. Aber mochte das Weib zu meinen Füßen vom verletzten wüthenden Stolze oder von der Erscheinung eines Längstgestorbenen zermalmt worden sein — einen Glauben hatte diese Minute mit ihren geheimnißvollen Schauern in mir erweckt:

Wir werden nicht ganz sterben!

7. Kapitel.

Die Hand des Verhängnisses.

Zwölf Tage später erhielt ich den Befehl meiner Versetzung nach Sardinien. Ich beantwortete denselben augenblicklich mit dem Gesuche um meine Entlassung. War aber zu fest überzeugt, daß die Erledigung desselben Monate lang auf sich warten lassen werde, um mich nicht seufzend zur Abreise zu rüsten. Anita war an demselben Tage bei Hofe vorgestellt und von den Prinzessinnen mit Liebenswürdigkeit überschüttet worden. Meine Mutter war über die Trennung trostlos, meine Tante nahm sie mit stoischer Ruhe auf. Anita sagte Nichts. Nur ihr Auge und ihr gedrückter Seufzer sagte mir: Nimm mich mit Dir! Ich wich in diesen letzten Tagen nicht von ihrer Seite. Wir hatten uns noch nie so sehr geliebt. Ich weiß nicht, welche seltsame Ahnung uns Beide bewegte. Es war mir nicht, als sähe ich Anita zum letzenmale, sondern als sei sie mir zum letztenmale greifbar, fühlbar; wenn ich nur ihre Hand in der meinigen halten, wenn ich die blonden Locken ihres Hauptes an meiner Wange fühlen konnte, war mir schon wohl. „Bleib.“ sagte sie.

Eines Nachmittags kündigte ich den Frauen meinen Entschluß an, mich mit Anita am Morgen meiner Abreise trauen zu lassen, um sie durch den Titel meiner Gattin während meiner Abwesenheit geschützt zu wissen. Aber die Tante erhob ein fürchterliches Geschrei: eine Hochzeit so Knall und Fall, so heimlich, die bösen Menschen . . . gleich nach meiner Rückkehr solle die Hochzeit gefeiert werden mit allem Pompe, welcher unserem alten Namen gebühre . . . Meine Mutter machte mich ruhig und ernst darauf aufmerksam, daß Anita nun ein Ehrenfräulein der Prinzessinnen sei, und folglich zu ihrer Vermählung erst die specielle Erlaubniß des königlichen Hauses nachgesucht werden müsse. „Was kümmert mich der Piemonteser!“ — fuhr ich auf — „Was kümmert mich der König!“ — „Der König ist die Krone,“ — sagte meine Mutter, indem sie auf das Bild meines Vaters zeigte, der für seinen König gefallen war. Ich erröthete. Der Adel des blauen Blutes war noch mächtig genug in mir. Ich fügte mich. Am frühen Morgen des Tages, der zu meiner Abreise bestimmt war (ich hatte von meinen Kameraden Abends zuvor Abschied genommen), ging ich mit Anita in die Kirche San giesù nuovo. Die reine kalte Morgenluft glitzerte noch in den Thauperlen der Bäume, welche die Kirche umgeben. Die Vögel zwitscherten so hell und lustig und doch so sehnsüchtig, wie ich sie noch nie zu hören gemeint hatte.

Ich sehe sie noch wie sie in ihrem leichten weißen vom Morgenwinde bewegten Kleidchen neben mir herschritt, die breite

steinerne Treppe hinauf, und wie sie dem gelähmten Bettler an der Kirchthüre ein Almosen reichte.

Die Kirche war sehr leer und sehr hell und voll Sonnenstäubchen. Lazzaronis knieeten hie und da und beteten und fluchten, ihr dickes Amulet zwischen den Fingern knetend oder an die Brust drückend. Alte geschminkte Weiber in bunten Seidenfahnen blähten sich hie und da in den Stühlen, auf Botschaften harrend, und kleine blaßwangige Mädchen mit Blumenbrettern neben sich, verrichteten hier ihr fröstelndes Morgengebet, ehe sie auf die Molos trippelten, um sich in der Vormittagssonne braten zu lassen.

Wir standen unter einer großen gothischen Säule und beteten still. Die tiefen Töne der Orgel schwollen zu einem Gesange an, der das Herz erhob und die Thränen aus ihrem langgehüteten Gefängnisse befreite! Anita weinte an meiner Brust. Ich legte meine Hand auf den blonden Heiligenschein ihres Hauptes und schaute zu dem Altarbilde auf, das von Millionen Sonnenstäubchen wie von einer Legion Engel umspielt wurde.

Die Orgel spielte eine einfache Melodie und eine melancholische vibrirende Stimme sang das „O Dolente!“ des Stradella, jene wunderbare Composition, welche ihrem Compositeur in Rom das Leben gerettet hat, und welche in unnennbar rührenden Tönen das Entsetzen und das Flehen einer zerrütteten, sündengebeugten Seele ausdrückt, welche mit einem Hülfeschrei beginnt und mit einem Schluchzen endet.

Und während der Priester den Segen gab, sagte ich zu Anita: „Du bist von diesem Augenblicke an mein Weib, Anita. Schwöre

mir, zu warten bis ich wiederkomme, schwöre, nur mir gehören zu wollen.“ —

„Und Du, Giulio!“ — sagte sie mit ihren wunderblauen lächelnden und doch so ernsten Augen — „Du schwöre mir bei dem Gotte, der in diesem Augenblicke auf uns herabsieht, mir treu zu bleiben in Deinem Herzen und mich zu lieben bis in den Tod.“ —

Ein stummer Kuß besiegelte den Bund, der auf den Wellen des heiligen Gesanges himmelwärts wallte, und wir traten aus dem Schatten in's Helle. Die Sonne war während der Messe aufgegangen in all ihrer südlichen Pracht und blendenden Größe. Von ihrem Glanze überströmt, standen wir einen Moment geblendet auf den Stufen. Reizende Blätterschatten wogten auf dem Golde ihrer Locken, und gleichsam gebadet in diesem Meere von Sonnenherrlichkeit und Morgenluft, durchströmte mich der letzte Kuß mit dem wir schieden, wie der erste keusche Kuß einer bräutlichen Vereinigung.

O Kuß, Kuß! Erste Knospe junger Liebe, Flammenhauch der heißen Brust! Schüchternes, beredtes Schweigen, süßes Siegel zarter Triebe, stummer Bote künftiger Lust, unvergänglich Angedenken, wenn zwei arme Herzen scheiden! —

O glückliche Stunde, letzte Stunde unseres Beisammenseins! Weile noch einen Augenblick, entfalte langsam Deine Flügel,

gönne Dir in meinem Gedächtnisse eine kurze Ruhe! Laß Dein Licht die Nacht meines jetzigen Seins erleuchten, o glückliche Stunde, letzte Stunde!..

Wir schieden.

---

8. Kapitel.

Ich mache die Bekanntschaft meiner Seele.

Ich will von meiner Station in Cagliari nichts erzählen. Nichts von meiner Reise, nichts von meiner Ankunft, nichts von meiner neuen Umgebung. Mein Auge ruhte auf allen diesen Dingen, und die Form derselben prägte sich meinem Geiste ein, aber der Flug meiner Gedanken benahm ihnen alle Farbe und alle Plastik. Meine Gedanken waren immer bei ihr, bei ihr, und bei den verhaßten Gestalten, die sich zwischen sie und mich drängten. In meinem einsamen Zimmer; im monotonen Getümmel des Exercierens; auf raschem Rosse waren meine Gedanken bei ihr. Ihre freundliche Gestalt folgte mir überall hin, und doch war ich überall allein.

Nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben von ihr.

„Dieser Hof ist mir unerträglich!“ — schrieb sie. „Komm „doch und nimm mich fort mit Dir oder bleibe an meiner „Seite. Der Herzog verläßt mich keinen Augenblick, so lange „mich mein Amt als Ehrenfräulein bei der Prinzessin fesselt. „O, wenn sie in mein Herz sehen könnten, diese Leute,

„während ich in dem glänzenden Stoffkleide wie eine Weih=
„nachtspuppe dastehe uud pflichtschuldigst grinse! Und wenn
„ich zu Hause bin, reitet dieser unleidliche Herzog (sein
„Schnurrbart ist wirklich roth!) auf seinem Gaule vorüber,
„wie auf einer Kuh. Und meine Mutter hat ihn zu uns
„geladen. Und sie läßt uns allein im Zimmer und macht
„sich im Hause zu thun! Deine Mama ist meine einzige
„Bundesgenossin — mit meiner Liebe zu Dir, natürlich!
„Giulio, komm, komm, oder ich finde Gefallen an rothen
„Schnurrbärten. —

Anita."

„Ach Gott, Giulio, ich scherze, und ich möchte doch wahr=
„haftig lieber weinen. Komm! komm! komm! Weißt Du,
„welch ein närrischer, wahnsinniger Gedanke mir gestern
„kam? Daß jenes Weib zu Dir reisen könne — daß Ihr
„euch sehen werdet, daß Du . . . Komm, Giulio! — Sonn=
„tag ist wieder große Tafel, und während des Balles zieht
„mich der Herzog immer in den Garten hinaus, und im
„Dunklen glüht sein Schnurrbart wie ein gespenstischer
„Doppelpunkt . . ."

Von meiner Mutter lag ein Zettelchen bei, auf welchem ge=
schrieben stand: „Such Deinen Abschied baldmöglichst zu erhalten,
mein Kind."

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich weiß kaum, wie ich diesen Tag zubrachte. Meine allzugeschäftige Phantasie malte mir tausend unmögliche Bilder vor, deren Schein von Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit, nur ein Eifersüchtiger begreifen kann. Abends ließ ich meine Kameraden allein in der Locanda Makao spielen, und sperrte mich auf meiner Stube ein. Ich hatte Kopfschmerz, oder ich hatte Fieber. Ich sah in Gedanken Anita und den Herzog in der schwülen Sommernacht unter der weißen schleierartigen Rauchwolke des Vesuvs.

Ich las, um diesen Grübeleien zu entgehen, in einer alten Scharteke: von der gesonderten Materie des Leibes und der Seele, von der Kraft des Willens, der die Seele im Traume aus dem Körper befreie, und der sie — verstärkt, verzehnfacht — auch im wachen Zustande aus der materiellen Schale befreien und an ferne Orte versetzen könne. —

Das alles war Unsinn, schnarchender Unsinn, aber ich schlief dennoch nicht ein. Ich griff zu einer Dosis Hatschis, aber ich warf sie wieder in die Tischlade. — Dieser künstliche Schlaf ist zu sehr mit unruhigen, fieberhaften Träumen versetzt ... Ah! Bei Anita sein! Jetzt dort sein, wo ihr der Geck Liebesphrasen zuflüstert ... O! an diese Scholle Erde, an diesen plumpen, unbehülflichen Leib gefesselt sein. ... Ich fühlte plötzlich ein seltsames Heben und Weben meines ganzen Seins, eine mich selbst erschreckende Gewalt in mir, eine unbeschränkte Willenskraft ... Ich saß in meinen Gedanken versunken — es war mir, als müsse ich beten, um mich vor mir selbst und vor meinen jagenden Ge-

danken zu bewachen — es war ein Wogen und Wiegen in mir. — Ich lachte wie ein Verrückter oder wie ein Fieberkranker und warf mich auf das Bett. Ich ballte meine Hände und befahl meinem Willen so stark zu sein, um das Mögliche zu vollbringen, ich wollte mich, mein innerstes Ich von dem Gefängnisse meines Körpers befreien, ich wollte es mit aller Kraft meiner kräftigen Seele.

Und ich fühlte mich plötzlich von einer großen Last befreit — federleicht.

Ich war leichter als die Atmosphäre und erhob mich zu den wirren Schnörkeln des Plafonds. —

Und da unten lag mein Körper, steif und regungslos, wie todt — seelenlos.

Ich — oder vielmehr meine Seele flatterte durch das Zimmer, ich drang durch meine verschlossene Thür. —

War das ein Fiebertraum? War ich wahnsinnig? Oder konnte das Wirklichkeit sein? Da war der lange Kasernengang. —

Aber war mein Körper wirklich in meinem Zimmer? Oder war ich sammt meiner Person hier? Ich eilte mit einem federleichten Schwunge in das Nebenzimmer des Capitains Sorelli, wo meine Kameraden spielten. Beim Eintritte kam ich an einem Spiegel vorüber; ich sah nur die leere Platte, ohne Wiederschein, ohne Spiegelbild. — Ich trat an den Tisch, ohne daß Einer meiner Kameraden mich bemerkte. Ich rief ihre Namen, ich schrie mit voller Brust, ohne daß mich Einer von ihnen hörte; ich berührte das Gesicht des mir zunächst sitzenden Hauptmanns Zanoni,

er fühlte die Berührung nicht, denn er zuckte mit keiner Wimper und spielte ruhig weiter; in meiner fieberhaften Aufregung wollte ich die Lampe vom Tische schlagen, und meine Hand fuhr durch den Sockel hindurch, ohne ihn zu bewegen. —

Es war richtig, mein Körper war auf meinem Zimmer geblieben, und nur meine Seele war da. Ein Ruck meines Willens, und ich befand mich wieder im Corridor, ohne eigentlich einen Weg gemacht zu haben. Ich stieß auf meinen Diener, den ich am Arme faßte und dem ich in's Ohr schrie, ohne daß er mich hörte oder seinen Gang unterbrach. Ich war durchsichtig, unsichtbar, unfühlbar. Ich war ein Hauch, eine Essenz, eine Monade, mit einem Worte, ich war meine Seele.

Ich versetzte mich in mein Zimmer zurück. Da lag mein Körper wie ich ihn verlassen hatte. Mit geschlossenen Augen, ruhig, athemlos, wie schlafend — oder vielmehr wie todt. Ich strengte meinen Willen an, und im Nu war meine Seele wieder in dem Gefängnisse des Leibes. Ich stand von meinem Bette auf, ich war jetzt wieder ein Mensch, ich selbst. Ich nahm meine Mütze, ging zu meinen spielenden Kameraden hinüber, die mich mit Geschrei empfingen, und zum Spielen einluden. Ich weigerte mich, stürzte einige Gläser Punsch hinab, schützte dann Migräne vor und zog mich wieder zurück. Ich hatte keine Ruhe mit meinem seltsamen, räthselhaften Geheimniß in der Brust.

Es war ein unglaubliches, unmögliches, undenkbares Geheimniß, und es war doch Wirklichkeit! Nichts war gewisser, ich konnte nicht mehr zweifeln. Die alten Physiker hatten Recht gehabt. Es

gab eine zeitweilige, dem Willen unterworfene Trennung der Seele vom Körper. Es gab ein Mittel, in Anita's Nähe zu gelangen — augenblicklich, gleich, im Nu, unsichtbar . . .

Mein Diener war in seiner Kammer. Ich ging so gefaßt als möglich zu ihm und sagte ihm, er solle mich morgen nicht wecken, bis ich selbst ihn rufen würde. Schloß mich dann ein, legte mich auf's Bett in der Stellung eines Schlafenden, versetzte meine Seele mit allem Aufwande ihres Willens zu Anita, und

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

O Anita, Anita! Dich nicht umarmen können! Dir nicht zuflüstern können, daß ich in Deiner Nähe bin! Wie schön ist sie in ihrem prachtvollen Hofkleide, und wie drollig stehen dem blonden Mädchen die wehenden Federn . . . Wie sie im leichten Tanze dahinschwebt! Wie sie erröthet und lacht und vergnügt ist, und vielleicht — vielleicht an mich dachte!

Vielleicht, dies häßliche „Vielleicht!" Aber es war noch immer besser als das Montaigne'sche „wer weiß?" — O glich eine Qual dieser? Ich war um sie und der Hauch meiner Seele berührte ihre Stirne und ich hatte keine Fühlbarkeit, keine Stimme, kein Zeichen, um ihr meine Gegenwart kund zu geben, um sie mit einem Worte aus dem banalen Geschwätz des Diners in meine Anwesenheit zu rufen. —

Wie arm ist doch die Seele, trotz ihrer Kraft, die kein Hinderniß des Raumes und der Zeit kennt. —

Ich fühlte, daß auf diese Weise ihre Nähe meine Qualen

nur verdoppelte. Ich sah, wie man sie bewunderte und ich sah, wie sie lachte, und ich sah, wie sie — was war das? Der Herzog von Litta schritt mit den Prinzessinnen durch den Saal, und Eine derselben forderte Anita auf, mit ihnen zu gehn. Sie flüsterten und scherzten unter einander, und die Prinzessin von Arpani lud Anita auf das königliche Lustschloß von Nettuno. Der König gebe da eine kleines Maskenfest, und sie sei unter den bezeichneten Tänzerinnen ... Besser nichts zu wissen, als solche waffenlose Eifersucht.

Ich versetzte mich in mein Stübchen nach Cagliari. Mein Körper lag noch immer wie schlafend auf dem Bette. Ich hüllte mich wieder in das alte Gefängniß, und stand auf, grade als der erste Morgenstrahl durch die Weinreben des Fensters brach.

Auf der Straße drängten sich die schönen Landleute von Oristano und Villa Cidro, die Schiffer der Küsten von Flumendosa, Campidano und Vassari, die Frauen aus Alghero, Tempio und von Lanosci auf ihren von feurigen Büffeln gezogenen Wagen.

In der Kaserne war es schon sehr laut, die Offiziere klirrten im Hofe, Pferde wurden getummelt, Röcke wurden ausgeklopft, und heisere Stimmen gröhlten. Ich öffnete die Thür und rief meinen Burschen.

„Der gnädige Herr haben gut geschlafen?“ machte der Bursche, indem er meine Kleider über den Arm thürmte.

„So ziemlich.“ Ich warf mich in die Morgenkleidung und ging gähnend in den Hof hinab. Dem Major wurde ein neues Pferd vorgeführt, alle Kameraden belorgnettirten das kurz galoppirende Thier. Wir sprachen von gewöhnlichen Dingen.

„Sie sind sehr blaß heute, Farnese," sagte der Major.

„Bist Du krank?" fragte Zanoni.

„Nein. Ich habe schlecht geschlafen. Die Luft in Cagliari macht mir Fieber. Herr Major, mein Abschied ist noch nicht angekommen?"

„Bedaure." Ich ging mit zweien von den Offizieren auf die Piazza de Grab, unseren gewöhnlichen Frühstücksort. Zahlreiche Spiegel hingen dort an den rothtapezierten Wänden. Indem ich um das Billard herumging, blickte ich zufällig in einen derselben. Ich war weiß wie ein Todter.

„Das war die letzte Reise, die ich ohne Körper mache," sagte sich meine Seele.

9. Kapitel.

Amor und Psyche.

Ich machte mit meinen Kameraden einen Ritt nach Cezena, ich entrirte eine Champagnerwette, ich versprach Abends den Ball des Gouverneurs zu besuchen. Aber der Abend fand mich wieder auf meinem Zimmer. Ich kämpfte einen harten Kampf mit mir selbst. Das liebende Herz, welches sich mit aller Gewalt nach der Geliebten sehnt, wird mich verstehn. Das brennende Herz, welches seine Geliebte in der Macht eines verhaßten Nebenbuhlers weiß, wird mich verstehn! Ich fühlte schon im Anfange des Kampfes, daß ich besiegt werden mußte, und daß ich lieber meine Seligkeit geopfert hätte, als daß ich ihr — mit der Macht in ihre Nähe zu kommen — fern geblieben wäre. Ich sagte meinem Diener, ich sei müde, unwohl, ich würde mich ins Bett legen. Dann gab ich ihm Urlaub für die Nacht, und trug ihm auf, mich am nächsten Morgen durch Nichts stören zu lassen, bis ich ihn rufen würde. Auch wenn ich bis zum Mittag schlafen sollte. Der Bursche griff gehorsam nach seiner Mütze, und ich verschloß die Zimmerthür. Dann legte ich mich aufs Bett und versuchte

das Experiment von gestern. Bei dem ersten festen Gedanken meines Willens war auch schon meine Seele von ihren Fesseln befreit und schwebte über der irdischen Materie. Ich (meine Seele) blickte meinen Körper an. Er lag in natürlicher Stellung, wie schlummernd da. Mit Gott zu Anita!

Es gab keinen Raum, keine Zeit. — In dem Momente meines Wollens schon befand sich meine Seele in dem Schlafgemache meiner Braut.

O Anita, Himmelskind, mußten die Engel nicht herniedersteigen und Dich anbeten und Dir dienen, wie Du in Deinem weißen Mousselinkleidchen auf dem altmodischen Betschemel knietest mit den gefalteten Händchen auf dem sammetnen Gebetbuche, die himmelblauen Augen so voll Vertrauen und kindlichen Ernst auf die helfende Madonna gerichtet? O schließ mich in Dein Gebet, Anita, denn die himmlischen Heerschaaren, um Deine Botschaft buhlend, tragen sie liebetrunken auf ihren glänzenden Fittigen zum Throne des Herrn. Anita, Du Leben, Du Licht meines Herzens!

Die Lampe flackerte leicht, und die dunklen Tapisserien und die geschnitzten Zierrathen des Plafonds und die düstere Farbe des Teppichs hätten das hohe widerhallende Schlafgemach recht unheimlich gemacht, wenn ihre lichtstrahlende jugendfrische Gestalt nicht gewesen wäre. O selig, dessen Name jetzt auf Deinen Lippen schwebt, selig, den Du mit gläubigem Kindesherzen dem Schutze Deines Gottes anvertraueſt!

Jetzt hatte sie das erste, wichtige Gebet beendet, und stand auf mit den großen, wichtigen Augen, mit den ernstgefalteten Händchen. Sie nestelte ihre Robe los, die sie sorgfältig zusammenlegte, und stand nun da im langen, weißen, keuschen Hemdchen. Sie seufzte. Seufzte recht herzbrechend, wie sie die faltige Robe langsam auf den Divan niedergleiten ließ, und stützte das nachdenkliche Köpfchen in die Hand und schaute sinnend in den Glühpunkt der Lampe. War es das Flackern derselben, welches Deine Gesichtszüge schattirte, oder war es ein Lächeln, welches Dir kleine rosige Grübchen in Kinn und Wange spielte? O du Schelm! Dein Blick schweift ja über die Lampe hinaus, zu einem Kranze von sechs verdorrten Grashalmen, den wir selbst geknüpft haben, und der uns als untrügliches Blumenorakel die Antwort gab: Ihr kommt zusammen als Mann und Weib.

Jo son ricco, tu ĉei bella,
Cara Nina vien' ĉon me . . .

Sie fuhr zusammen wie ein verschüchtertes Täubchen, als der gröhlende Gesang der verspäteten Studenten die Fensterscheiben zittern machte, und huschte ins Bett. Mit einem kleinen, schüchternen Satze, zierlich wie das zahme Reh ihn thut, wenn es kokett dem kecken Fremden entschlüpft und in den Armen der lockigen Herrin schmeichelnden Schutz sucht. Ein Sprung, so abgemessen, daß auch nicht ein Fältchen ihres Hemdchens über die Knöchel schürzte und die leichte Sommerdecke im Nu wie eine Sturzwelle um die jungen Glieder floß, und das rosige, rothe, glühende frische Gesichtchen in der Wolke von Mousselin, Kissen

und Seide aussah wie ein buntes Röschen, welches auf die Mitte eines weißen Porzellantellers gemalt ist.

Noch einmal tauchte der feine volle Arm aus den weißen Fluthen auf, und drehte die Lampe aus. Finsterniß, Pechfinsterniß, aber nur für einen Augenblick. Im nächsten Momente siegte das rothe Licht der Straßenlaterne über die Schatten der Nacht, und zuckte in rothen Flämmchen über die Wände und wagte sich auch manchmal über das kleine Gesichtchen, welches noch immer mit groß offenen Augen wachte. Sagte sie Etwas? Ein leichter Athemzug, und: Gute Nacht, Giulio! — O Anita, Anita! sie hatte an mich gedacht, an mich, den reichsten König im Reiche der Liebe!

Und jetzt waren sie langsam, langsam, langsam zugesunken, diese nimmermüden Augen. Gott schütze Deinen Schlummer, Anita!

Komm Nacht, komm Finsterniß! Haltet auf, ihr flüchtigen Stunden, verfliegt nicht schnell, was eilt ihr so? Spiele in's Zimmer, rothes Licht und schmeichle um das schlafende Gesichtchen!

Komm Morgen, komm erster Sonnenstrahl und webe einen Heiligenschein um ihre goldenen Locken und küsse die blauen Aeuglein auf! Komm Sonne, komm Tag, du wirst meine Seele noch immer finden, in Anbetung versunken vor dem lieblichen Mädchenlager der schlummernden Geliebten!

Ich konnte mich nicht trennen. Ich konnte sie noch nicht verlassen. Ich hatte ja noch Zeit zur Rückkehr in meinen Körper. Den Vormittag über kam ja der Bursche gar nicht in mein Zimmer. Er mußte mich für schlafend halten — ich konnte also noch bleiben. Anita stand auf und ihre Zofe half sie ankleiden und putzen. Ein Schauer durchströmte meine Seele, als es mir gestattet wurde, der ungesehene, wesenlose Zuschauer aller dieser Mysterien einer unbelauschten Mädchentoilette zu sein, deren koketter Theil nur im tête-à-tête mit der diskreten Zofe zum Vorschein kommt. Wie die Fluthen des perlenden Wassers über ihren schimmernden Nacken flossen, da glich sie in ihrer unbeschreiblichen, lieblich strahlenden sanften Schönheit einer orientalischen Braut, von deren jungem Körper die köstlichen Salben Arabiens niederregnen. Als dann die Kutsche vor dem Hause vorfuhr und die kleine dicke Tante in's Zimmer stürzte und sie zur Eile mahnte, und Anita ihr Seidenkleid zurechtstrich und einen letzten Blick in den Spiegel warf und dem Strohhütchen einen kleinen kühnen Ruck gab —

Wie dann ein zweiter Wagen vorfuhr und der Herzog von Litta rief, der Rumpelkasten könne zu Hause bleiben, er selbst hole die Damen in seinem Wagen ab, um sie nach dem Palaste zu fahren, von wo aus der Hof sich nach Nettuno begeben wolle, — wie das rothe, unwillige, und dennoch lachende Gesichtchen von dem Rothhaarigen in den Wagen gehoben wurde, und Anita noch ganz verwirrt und erstaunt an der Seite des Herzogs niederfiel und die Tante von ihrem Sitze aus einen entzückten Wort-

schwall über die Galanterie ihres Cavaliers aufsteigen ließ wie eine neue Art von Feuerwerk, da ergriff mich nach dem ruhigen seligen Anschauen und dem Bewußtsein des geliebten Besitzes der Dämon jener machtlosen Eifersucht, die nur sich selbst verzehren und martern kann. Meine Seele die da schaute und horchte war eine Monade, ein Hauch, ein Nichts, unfühlbar, unsichtbar, unhörbar, ich konnte den Verhaßten weder tödten noch sie schützen und konnte nur sehen und leiden; aber schon das war mir ein Bedürfniß. Der Gedanke, sie allein zu lassen in dieser Gesellschaft, um in Cagliari meinen dummen, schwerfälligen Körper herumzuschleppen, war mir unerträglich. Und ich folgte ihnen.

Der Hof wurde in unzählige Equipagen gepackt; unzählige Stoffkleider und unzählige Strohhüte und unzählige gestickte Fracks wurden in unzählige Kabriolets gepreßt — unzählige Uniformen saßen auf melirten Pferden, und die lustige Cavalcade, die sich im Schloßhofe sammelte, schrie wie ein wildes Heer. Der Wagen der Königin machte den Anfang, und vorwärts gings auf der Straße von Perugia, an Hecken vorüber, zwischen Lorbeerbüschen und Oleandergeländern hindurch, an Wiesen und trockenen Feldern und Heiligenkapellen vorüber nach dem Lustschlosse. Man kam an.

Kein Wort, welches der Herzog mit Anita wechselte, entging mir. Keines seiner glatten, doppelzüngigen Worte, womit er die Natur und die Sonne und die Herrlichkeit des Sommertages mißbrauchte, um Herz und Sinne des jungen Mädchens zu öffnen, so wie die Blume ihren Kelch öffnet, um die Thautropfen des

Maihimmels zu empfangen — aber der Thau, welchen dieser Mensch in das vertrauensvolle, enthusiastische Mädchenherz träufelte, war süßes Gift, welches das arme Kind betäubte. Tante Ranzoni wurde von dem Herzog sammt ihrem Gekläff bei Seite geschoben wie ein lästiges Insekt. So oft aber der Herzog das Terrain gut bearbeitet glaubte und mit roher Hand vorgriff, schloß die Sinnpflanze ihre Blätter, und ein Blick, den das Kind einer Königin abgelauscht zu haben schien, wies ihn zurück. Aber er wich nicht von ihrer Seite. — Als die Abendsonne milder brannte und Alles ringsum erröthete, was früher glänzte, zerstreuten sich die Gruppen der Prinzessinnen, Hofdamen, Offiziere und Chargen in den mit bunten Lampen erleuchteten Bosquets des Lustgartens. Kähne mit pittoresken Fährleuten bemannt, fuhren auf dem großen Bassin, von zwei, drei Seiten erscholl eine hübsche frische Militärmusik, zahlreiche Büffets, unter bunten Lampen die appetitlichsten Orangeaden und Confitüren bietend, lockten die Durstigen, und lange finstere Cypressenalleen waren ein willkommener Schlupfwinkel für Liebende aus den höchsten und niedrigsten Ständen, welche die Hofintereſſen einen ganzen langen Winter hindurch getrennt hatte, und die nun traulich plaudern konnten. Kein Ceremoniell, keine Etiquette, keine Schranke herrschte hier. Ach, nun wußte ich, weshalb der rothe Herzog mein Täubchen noch vor diesem Feste zur Ehrendame ernennen ließ!

O, und keinen Arm haben, um ihn zurückzureißen, keine Stimme zu haben, um ihr zuzurufen, daß ich in ihrer Nähe sei — Zweimal, dreimal versuchte es Anita, in die belebteren

Gänge einzudringen, wo sich die Orchester und Büffets befanden, und so oft sie auf die Prinzessinnen stieß, versuchte sie, sich ihnen anzuschließen . . . aber lieber Gott! die Prinzessinnen konnten sie heute Nacht gerade brauchen! Allen war diese freie Nacht eine langersehnte Gelegenheit, um mit kleinen unbedeutenden, unmöglichen Offizieren zu kokettiren, deren Gesellschaft ihnen sonst eine verbotene Frucht war; und Tante Ranzoni thronte ganz strahlend vor Wonne neben den alten Herzoginnen, die über die Borbonico's loszogen und um die Wette Eis und Confect verzehrten.

Die Nacht schritt weiter vor. Anita faßte einen Entschluß; sie ging auf einen der Büffettische zu und verschanzte sich hinter einer riesigen Batterie von Confect, so daß der Herzog sich förmlich durchessen mußte, wenn er sie mit seinen Fadaisen attaquiren wollte. Als sie auch diesen Platz nicht länger behaupten konnte, rief sie Einen meiner ehemaligen Kameraden, den Hauptmann Miravila, und ihr bittender Blick und das zitternde Händchen, welches sich unter einem nichtigen Vorwande auf seinen Arm legte, und noch mehr die Begleitung des Herzogs sagten dem guten Offizier genug; er begleitete das Paar so lange es ging durch die helldunklen Alleen, aber endlich mußte er einem unzweideutigen Winke des Herzogs weichen, der ihn mit einem höflichen Auftrage zur Königin des Festes sandte, welche ebenso wie die ganze Gesellschaft in den Gängen abenteuerte.

Die Nacht verging. Stunde um Stunde verging. O, konnte ich sie verlassen? Und doch, was nützte meine ohnmächtige

Gegenwart, die mich alle Qualen und Beängstigungen des Fegfeuers durchkosten ließ? Endlich brannten die Laternen trüber, die Musik spielte schläfriger, und der erste bleiche Morgenstrahl im Osten scheuchte Alles auseinander.

Die Damen wurden fröstelnd in ungeheure Pelze gewickelt, die Karossen machten eine endlose Queue vor dem Parke, Jeder nahm ohne Rücksicht auf Etiquette Platz in dem nächsten Wagen, noch unter dem Schleier der Nacht, aber beim Hauche des kalten frostigen Morgenwindes setzten sich die leichten Wagen gegen Neapel in Bewegung. „Mama! Mama!“ — rief Anita aus ihrem Wagen, wo sie mit dem Herzog saß, der sie so beharrlich und vollständig in einen Pelz hüllte, daß sie sich nicht rühren konnte. „Hier, Mama!“ Aber ehe die Tante Ranzoni sich in der Finsterniß zwischen den alten Generalen Bahn brechen konnte, hatte der Kutscher des Herzogs in die Pferde gehauen, und der Wagen flog pfeilschnell neben den übrigen dahin.

Bald fuhren die übrigen Equipagen vor, bald war der kleine leichte Wagen des Herzogs voraus. —

Seine Pferde stolperten und galoppirten auf der finstern Straße, bis sich der Morgenhimmel mehr und mehr bleichte und Alles umher, Büsche und Hügel weißgrau färbte. Aber mit der Morgendämmerung kam zugleich ein großtropfiger heißer Regen. — In der Ferne sah man schon Neapel. Aber eine Viertelstunde in einem offenen Wagen unter einem Sommerregen, der in wüthenden Schlägen Staub und Koth aufwirbelte . . . Die Kutscher

peitschten wie toll und die Damen jammerten. Man sah nicht zwei Schritte weit.

O! jetzt zwei Arme haben, um die Zügel zurückzureißen, jetzt eine Stimme haben, um ihr zuzurufen: „Gieb Acht!“ und nichts, nichts! —

„Wohin fahren wir? Wir verlassen die Uebrigen?“ rief nach einer Weile Anita, indem sie (nachdem sie eine gute Zeit nur das Rauschen des Morgenregens und nicht mehr das Geschrei der Damen gehört hatte) ihren Kopf aus dem erstickenden Pelze wickelte, und ringsum triefende Büsche und eine regengepeitschte Villa sah. —

„Ich kann Sie doch nicht bis Neapel hinein diesem Regen aussetzen? Hier ist das Haus meiner guten Freundin Fiammabella. Brr!“ —

Er reichte ihr galant die Hand, um ihr aus dem Wagen zu helfen.

Aber Anita zögerte und hüllte sich fester als je in ihre Bärenhülle. „Warum haben Sie mir das nicht gesagt? Ich will mit den Andern nach Neapel hinein, kehren wir auf die Landstraße zurück. Meine Mutter wird sich zu Tode ängstigen — ich bitte Sie . . .“

„Aber Signorina, fürchten Sie nichts! In einer Viertelstunde ist der Regen vorüber, und wir kommen zehn Minuten später in der Stadt an, als die Uebrigen. Wollen Sie den Tod haben von dieser Nässe? Und sehen Sie mich an, Signorina, durchnäßt bis auf die Haut . . . Sie sind grausam —“

Zwei Diener waren aus dem Portal gesprungen, und der Wagen fuhr in den Hof. Das Thor fiel wieder zu, Anita war gefangen.

10. Kapitel.

Unter dem Schleier der Nacht.

„So habe ich mich doch nicht getäuscht!“ — rief eine Stimme aus einem der mit weißen Vorhängen verschlossenen Fenster des ersten Stockwerks. „Sie flüchten sich wie ein Küchlein unter meine Flügel? Und wen bringen Sie mir denn da mit? Einen Bären? —

„Wo zum Teufel stecken Sie denn, Gräfin?“ — rief der Herzog, indem er sich umschaute. — „Sie werden mich nie finden, lieber Herzog,“ — schrie die Stimme — „Ich bin im Negligé! —

„Noch nicht schlafen gegangen, oder schon aufgestanden? Um vier Uhr Morgens!“ —

„Glaubt Ihr Sybariten allein das Recht zu haben, die Mondscheinnächte zu genießen? Ich erwartete den Grafen Casano auf dem Retourwege. Meine Diener lauerten am Thor . . . und statt Seiner bringen Sie in Gesellschaft einer stummen Bärin ein! Aber da . . .!“

„Der Graf von Casano ist mit Signora Pozzocapitano nach Hause gefahren —“

„Dann begreife ich! Diese kann natürlich nicht bei meiner abscheulichen Gräflichkeit absteigen —“

Der Herzog hatte die regungslose Anita aus ihrem Pelzwerke gewickelt und ersuchte sie nun abzusteigen. „Seh' ich recht? Das ist ja die hübsche kleine Ranzoni? Ein Wunder! Und mit dem Herzog in einem Wagen? Haben denn die Abwesenden immer Unrecht?“ —

„Bei mir trifft das Gegentheil ein!“ — rief Anita halb zornig und dennoch weinerlich hinauf. „Ich bin nicht Schuld, daß der Herr Herzog Ihre Festung überrumpelte und Sie aus dem Schlafe störte, Frau Gräfin. Ich wollte durchaus den Uebrigen folgen, und bin auch jetzt noch bereit, Ihr gastfreundliches Haus von meiner Gegenwart zu befreien.“ —

„Aber es regnet in Strömen!“ — rief die Gräfin vom verhüllten Fenster aus — „und ich danke dem Herzog, daß er mir einen so lieben Gast zugeführt hat. Man wird Ihnen sogleich die Gastzimmer öffnen, damit Sie sich ausruhen können, Signora — Sie, mein Herzog, folgen Sie dem Battista, er wird Sie in das Badezimmer führen, dort können Sie Ihre triefenden Kleider gegen den Schlafrock des Grafen Casano vertauschen — und wenn er nachkommt, desto schlimmer für ihn!“ —

Anita nahm den Arm des triefenden Herzogs und ging widerwillig die teppichbelegten Treppen hinauf; oben im Corridor nahm sie eine, keineswegs schlaftrunkene, Zofe in Empfang, während Battista den Herzog nach dem Badezimmer führte.

Die nicht verschlafene Soubrette, welche schon um vier Uhr

Morgens ihre Händchen im Schürzentäschchen und ihre Nase in der Luft trug, führte Anita vor eine Thür und machte ihr einen tiefen Knix.

„Dies ist mein Zimmer?“ — fragte Anita.

„Verzeihen Sie, Signora, das ist das Schlafzimmer der gnädigen Gräfin — und sie erwartet Sie darin.“ —

„Ah! das Incognito gilt also nur für den Herzog,“ — sagte Anita erleichtert. „Gut. Wenn ich sie einmal habe, lasse ich sie nicht mehr los.“ — Und sie trat ein, daß die Seide rauschte, und stand mitten in dem morgendämmernden Schlafgemache der lachenden Fiammabella gegenüber.

Die Gräfin hatte wahrlich nicht nöthig gehabt, die Fenstervorhänge zum Schutze ihrer Toilette zu Hülfe zu nehmen; denn sie war vollständig angekleidet, und reizender und verführerischer noch als sonst. Sie war gewiß noch gar nicht zu Bett gewesen und hatte die Nacht so gut wie die Andern in Nettuno zugebracht — freilich in irgend einer Verkleidung — vielleicht als Page oder Offizier. — „Sagen Sie mir, bellissima, sind Sie wirklich von der Komödie dieses insinuanten Herzogs getäuscht?“ —

Sie hielt Anita umschlungen und küßte sie auf die Stirn. Anita faltete die Hände und seufzte. Sie gab es auf, die Metamorphosen dieser Nacht begreifen zu wollen. Die Gräfin, welche ihr den Herzog als ein blendendes Genie geschildert hatte, nannte diesen ihren Protegé insinuant . . .

„Eine Komödie, Gräfin?“ sagte sie mit einem kleinen

Schmollen. Aus Barmherzigkeit, machen Sie nicht aus einem Räthsel hundert!“

Die Gräfin hielt das blonde Mädchen noch immer umarmt, und es war beinahe ein mütterlicher Blick, der auf dem Kinde haftete. „Anita,“ sagte sie, „kommen Sie. Setzen Sie sich her zu mir. So, Kind. Aufrichtig, — ich flöße Ihnen wohl nicht viel Vertrauen ein? Sie mißtrauen mir? Sie halten mich für eine Verbündete des Herzogs? . .“

„Also ist diese Zuflucht zu Ihnen . . .“

„Der Herzog schrieb mir gestern Nachmittags, er werde Sie unter was immer für einen Vorwand hieherlocken, ich möge ihm meine Villa zu einem tête-à-tête leihen.“

Anita sprang auf. Die Gräfin hielt sie mit einem beruhigenden Lächeln nieder. „Hören Sie mich zu Ende. Dafür wolle er mir, schrieb er, seinen ganzen Einfluß leihen bei meinen kleinen Capricen — denen der Graf von Casano nicht immer willfahren will.“

„Und Sie haben eingewilligt?“ Das rothe Gesichtchen hatte einen wahrhaft königlichen Ausdruck, und sie sprang jetzt wirklich auf. Ich glaube, Anita hätte es mit einer Armee aufgenommen, wie sie jetzt das kleine schwache Fäustchen ballte.

„Würde ich Ihnen das Alles sagen, wenn ich seine Verbündete wäre?“ machte die Gräfin. „Sei nicht thöricht, Mädchen. Ich weiß, ich bin Dir ein Popanz. Du weißt, daß ich in Deinen blonden Bräutigam verliebt war, und das macht mich Dir verhaßt . . . Ruhig, ruhig. Da bleiben Sie sitzen, Schönste, und

hören Sie mich an. Wir haben Zeit. So. Wie Sie zittern! Können Tauben so wüthend sein, und haben Feen so viel Galle, meine blonde Madonna? Nun denn, ja, ich war ganz närrisch in Ihren Bräutigam. Ich glaubte einen Tag lang sterben zu müssen ohne ihn. Er ist aber zu sehr vernarrt in eine gewisse Blondine, um nicht alle Mäntel der Welt in allen möglichen Potipharshänden zurückzulassen. Ein Augenblick hat mich geheilt, wie ein Augenblick mich närrisch gemacht hat. Die Romanschreiber schildern eine verschmähte Geliebte als eine Frau, die sich nur mit Rrrache beschäftigt. Mit dem Zerstören des Liebesglücks. Wie albern! Ein verschmähtes Weib trägt — falls sie jung und schön ist — nie eine fuchsrothe Perrücke, und wird oft die Beschützerin der Liebe, die sie nicht stören konnte. Weshalb sollte ich Sie beneiden, Signorina? Ich bin Gott sei Dank so schön wie Sie, und an Anbetern fehlt es mir auch nicht. Ich will Sie glücklich sehen mit Ihrem phrasenreichen Seladon. Alte Jungfern mögen die Medea spielen — ich spiele lieber mich selber, das heißt, eine etwas excentrische aber gutmüthige Haut. Der Herzog von Litta soll, so lange Sie in diesen vier Mauern weilen, keine Ihrer Fingerspitzen berühren, und der Giulio soll in acht Tagen wieder auf dem Kastell oben logiren. Wollen Sie mir jetzt trauen?“

Anita war nicht grade in weinerlicher Stimmung eingetreten. Wuth, Trotz, etwas Angst, und viel Hochmuth hatten sie aufrecht erhalten. Aber im Grunde war sie immer doch noch mehr Kind als Weib, und die Angst, die sich seit einer Viertelstunde so ge-

schickt verleugnete, brach bei den freundlichen Worten der Gräfin in heiße, erleichternde Thränen aus. Frauen verstehen sich auf ein halbes Wort. Sie warf sich an die Brust der Favoritin und bat sie um Vergebung, daß sie so kindisch sei, und lachte, und sagte, sie habe so große Furcht gehabt und sie liebe mich so sehr, und weinte dann wieder.

Und dann setzte sie unter Thränen lächelnd hinzu: „Wie gut ist's, daß Alles so gekommen ist! Giulio und ich, wir haben uns vor Ihnen so sehr gefürchtet! Aber warum haben Sie seine Versetzung betrieben?"

Die Gräfin streichelte ihr das Haar aus der Stirn und war so schön, wie sie mit ihrem unaussprechlichen Lächeln flüsterte: „Kind, Kind eine Stunde eifersüchtigen Zornes ist wahrhaftig nicht zu viel für ein Weib, welches mit einer Krone spielt" ...

„Und ich hielt Sie für eine böse Frau, Gräfin!"

„Bös! bös! Höre mich. Ich lebte schon einmal als die Gattin eines Bojaren in Ehrbarkeit und Tugend und Angesehenheit. Da besuchte ich einmal eine erste Vorstellung. Neben mir saß ein hübscher Dandy — Namens David Blau — beiläufig gesagt der schönste Israelit, der jemals ein charmantes Lächeln und Kohlenaugen hatte. Wir plauderten von der Grisi und Lablache, was gewiß sehr anständig war. Nach dem Theater erlaubte ich ihm unter dem Portale einen Kuß, und — am andern Tage war mein Gatte Wittwer; was ihn um so mehr wunderte, als er mich für ein Muster von Ehrbarkeit gehalten hatte. Das schönste an der Sache ist, daß ich jenen Juden gar nicht geliebt

habe und seit jenem Kusse nie wieder mit ihm zusammengekommen bin. Aber in der orientalischen Gluth jener zitternden Lippen lag ein Parfüm von Freiheit, welches mich forttrieb aufs Ungefähr. Jetzt bin ich die Angebetete eines kleinen Gottes und regiere ein wenig alle Welt. Nun wohl! Eines schönen Morgens werde ich vielleicht wieder Lust bekommen, mit einem schwarzen Schnurbärtchen Hunger und Abenteuer zu bestehen, und werde meinen Grafentitel und diese komfortable Villa zu allen Teufeln werfen. Ich bin eine Närrin, wenn Sie wollen — aber böse? böse bin ich nicht!

Die Gräfin glich in diesem Augenblicke (um mit Eugene Sue zu reden) jenen kecken, herausfordernden, leichtherzigen Herzoginnen der Regentschaft, welche sich von Zeit zu Zeit selbst mit so naiver und rührender Offenherzigkeit ihrer Verirrungen anklagen, daß der französische Romanschreiber von ihnen sagt: sie sind freilich sehr leichtfertig, sehr fehlerhaft, aber sie sind so reizend, so gutmüthig, sie lieben ihre Liebhaber so heiß und hingebend, so lange sie dieselben lieben — sie sind so offenherzig und sie thun nur immer sich selbst Schaden, während sie so viele Andere unendlich glücklich machen, daß man ihnen nicht zürnen kann, auch wenn man möchte.

Anita rückte ein wenig zurück. Die Gräfin zuckte die Achseln und lächelte gutmüthig. „Nichts für ungut. Für heute müssen Sie sich schon meine Gesellschaft gefallen lassen, Signorina. Der Regen hat aufgehört. Patita!“ Sie klingelte.

„Ich ergebe mich Ihnen mit gebundenen Händen, Gräfin. Wenn Sie mich nur zu meiner Mutter nach Hause bringen; sie wird sich zu Tode ängstigen.“

„Ihre Mutter, Kind, ist eine hochadelige Närrin. Wir fahren übrigens auf der Stelle nach Neapel hinein. Patita, was macht der Herzog?“

„Er fühlt sich sehr ungemüthlich in dem Schlafrocke des Herrn von Casano; er röstet sich am Kamine des Badezimmers und läßt Vossignoria dringend um eine Unterredung bitten.“

„Um mir Vorwürfe zu machen, daß ich zu Hause geblieben bin? Reiche mir den Mantel und den Capuchon. So. Und hilf der Signora. Der Wagen des Herzogs ist noch immer angespannt. Du hältst ihn im Badezimmer fest, damit er unseren Abzug nicht bemerke. Sobald wir fort sind, läßt Du ihn los. Er mag dann suchen. Ich mache mir da Ihretwegen einen mächtigen Feind, Signora Ranzoni — aber Ihr Giulio muß mich dafür zur Hochzeit laden. Ich will nicht, daß auch der blonde Giulio durch meine Schuld am gebrochenen Herzen sterbe — ich habe eben genug am Bernardo — bah!“

Sie schüttelte sich vollkommen elegant zurecht, und nahm den Arm Anita's. Sie gingen lachend — aber leise lachend — die Treppe hinab und stiegen ein und der Wagen rollte aus dem Thore gerade in dem Augenblicke, wo der erste Sonnenstrahl durch die zerrissenen Wolken schien und der Morgenwind seinen schneidigen Frost in thauige Wärme verwandelte.

Ach, die hübsche, rasche Fahrt, und wie die Gräfin auf die

Hymnen horchte, welche Anita von mir sang! Konnte ich jemals müde werden, sie anzuhören? „Und o! er wird wirklich sobald schon nach Neapel zurückkehren?“ Die Arbeiter und Lazzaronis schlenderten ihren Bestimmungsplätzen zu, die Melonenmädchen stellten ihre Waaren auf und die Soldaten marschirten auf die Uebungsplätze, als der Wagen in die Straßen Neapels einbog.

„Sie müssen mir heute ein Asyl in Ihrem Hause geben, so lange der Herzog in meiner Villa haust. Er wäre im Stande und brächte mich um, wenn ich ihm jetzt in den Weg liefe . . .“

Ein Reiter hielt schroff sein Pferd an vor dem Wagen, und winkte dem Kutscher, Halt zu machen.

„Mein Gott, Prinz, wie kommen denn Sie hierher nach Neapel?!“

„Seit gestern bin ich hier, um den Vesuv „nicht speien“ zu sehn. Dann kehre ich nach Paris zurück. Sie sind blühender als je, Madame la . . .“

„Comtesse Fiammabella, wenn ich bitten darf.“

„Was, Sie sind die Comtesse Fiammabella, von der man so viel erzählt? Ah, charmant, dann wird mein Aufenthalt in Neapel doppelt interessant!“

„Ich werde Ihnen meine Villa und meinen Geliebten zeigen. Jetzt lassen Sie uns vorüber.“

„Ohne, daß Sie mich Ihrer hübschen Begleiterin vorstellen?“

Diese hübsche Begleiterin ist eine Braut und eine anständige Dame, Tolstoi. Signora Ranzoni, hier stelle ich Ihnen den Prinzen Sigmund Sergeiewitsch Tolstoi vor, den grandiosesten Ver-

schwender, der jemals die Steppen von Azow in Aufruhr gebracht hat. Ein alter Bekannter von mir. Jetzt packen Sie sich. Villa Pallavicino bei Nettuno! Auf Wiedersehn!

Tolstoi grüßte, das Pferd machte noch einige Courbetten, und der Wagen passirte.

„Ein schöner Schwarzkopf!“ sagte Anita mit funkelnden Augen.

„Hübscher als Ihr Giulio?“

„Giulio ist Giulio.“

„Eine logische und sehr richtige Antwort.“

Und das Geschrei in dem alten Hause, und die Liebenswürdigkeit der Tante, und die mißvergnügten Blicke meiner Mutter auf die vom echten Adel desavouirte Gräfin, das Alles nahm den Vormittag und den Nachmittag ein. Ich konnte mich nicht trennen. Und als der Abend kam und die Fiammabella fortfuhr, konnte ich da widerstehen, mein Mädchen, mein geliebtes Mädchen, welches ich nun bald mein nennen sollte, abermals in ihrem keuschen Heiligthum zu belauschen, wo ich in einem Meere von niegefühlten sinnlichen und doch so sündenreinen Wonnen schwelgte und mich in ihren nur geahnten, selbst vor dem Madonnenbilde stets züchtig verhüllten, Reizen berauschte?

Wie dann der Tag anbrach, und sie lächelnd und muthwillig und doch wieder nachdenklich zwischen den Akazien des alten Hofes herumirrte und sann und sann — und an mich dachte, oder an das Fest, oder an . . . wie sie dann seufzend in ihre Stube hinaufstieg und mit dem Crayon ihrer müßigen Stunden ein Profil

entwarf — aber nicht mein Profil! ein schönes Profil von einer dritten, mir unbekannten Person . . ., war es da die Eifersucht, oder noch immer ihre Lieblichkeit, welche meine Seele an ihre Schritte, an jede ihrer Bewegungen fesselte, und daß ich Zeit, Raum und Gefahr vergaß, und nichts mehr dachte als sie, sie, und immer sie, bis der sinkende Abend, den sie mit ihrer Mutter auf dem Balkon verbrachte, hereinbrach — wo sie die bunt gedrängte Menge der Toledo-Straße bekrittelte und den Gruß ihres neuen Bekannten, des Prinzen Tolstoi hochroth erwiderte . . .

„Giulio hat nun schon seit vier langen Tagen nicht geschrieben."

„Er wird in einigen Tagen hier sein, Mutter. Aber . . . vielleicht ist er krank!!" Anita war plötzlich sehr bleich geworden.

„Oder untreu," machte Tante Ranzoni achselzuckend.

Diese Worte rissen meine Seele aus ihrer Bezauberung, die mich gedankenlos an ihre Seite fesselte — Cagliari! Und mein Körper?!

Seit drei Tagen hatte ich ihn über dem Anblick meiner Anita vergessen. Jähes Entsetzen packte mich, und der erste Moment des Erinnerns war auch schon der Augenblick der Rückkehr. In dem Augenblicke, wo meine Seele über den Balkon hinschoß, trat meine Mutter ein. Todtenblaß, verstört, mit einem Schrei des Entsetzens. Was war vorgefallen? Diese Frage sollte keine Antwort bekommen, denn meine Seele war schon in demselben Augenblicke, wo sie diese Frage stellte, in Cagliari. In meinem Zimmer.

Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich meinen Körper nicht

mehr auf dem Bette fand? Das Zimmer war leer, die Fenster geöffnet, blutige Binden und Bandagen lagen auf den Möbeln umher. Blut war am Boden, und der Abendwind strich durch das verlassene Zimmer.

Ich durchflog nun die Corridors, die Zimmer meiner Kameraden, sie waren leer. Auf dem Hofe endlich fand ich alle Offiziere meines Regiments. Sie waren eben nach Hause gekommen, die Musiker mit ihren Instrumenten beladen, gingen in den hintern Kasernenhof, und der Feldpater sagte: Meine Herren, ich denke, wir gehen heute zum „Fiasco veleno“ und trinken dort auf die Seelenruhe des armen Lieutenants Farnese.

Mit einem Schlage war mir Alles klar. Drei volle Tage war meine Seele fortgewesen. Man hatte am Morgen nach meiner Flucht den leblosen, seelenlosen Körper gefunden, hatte mich für todt gehalten, hatte, da alle Wiederbelebungsversuche erfolglos blieben, den angeblichen Leichnam secirt, und ihn, da in der piemontesischen Sommerhitze die Verwesung keinen langen Aufenthalt gestattet, heut Nachmittag begraben.

Ich (von jetzt an ist dies Ich stets gleichbedeutend mit meiner körperlosen Seele) schwebte über dem frischaufgeworfenen Grabe, welches meine ehemalige Hülle enthielt. O! hätte ich in diesem Augenblicke wenigstens eine Stimme gehabt, eine sichtbare Bewegung, einen Ausfluß, einen Ausdruck für meine Verzweiflung, denn nun ward ich mir meines gräßlichen Geschickes erst bewußt: Körperlos, verloren für das Leben, verloren für das Glück, für Anita, für die Liebe, mußte meine Seele im Weltenraum irren.

Kein anderer Körper konnte meine Wohnung werden, denn meine Lebenszeit als Giulio's Seele war noch nicht abgelaufen; keinen Himmel, keine Hölle gab's für mich, denn ich war keine abgeschiedene Seele, sondern eine entflohene! Ich schwang mich auf durch die Millionen Sphären des Universums, allein, ungreifbar, unsichtbar, ein Hauch, eine Monade, eine irrende, ruhelose und heimathlose Seele — ohne Hoffnung, verloren für das Leben, verloren für Anita, Anita!!

Bayerische Staatsbibliothek München

11. Kapitel.

Die lieben Verwandten.

Ein Jahr verging. Ein Jahr der gräßlichsten, ohnmächtigsten, hoffnungslosesten Verzweiflung, die je eine Seele zur Verdammniß gebracht hat. Ein Jahr während dessen ich Anita keinen Augenblick verließ. Ich hatte ja im All keine andere Heimath als ihre Nähe. Keine Sekunde dieses langen Jahres wich ich von der Seite der Geliebten, ohne daß meine Nähe von ihr geahnt wurde; jedes ihrer Worte, jeder ihrer Blicke, jede ihrer stummen Thränen war mein Leben, so wie die Menschen von Luft und Speise leben. Wie viel Eifersucht, ohnmächtiges Mitleid und süßen Stolz fühlte ich beim Anblick dieser Thränen, die um mich, um mich flossen!

Meine Mutter starb kurz nach meiner Beerdigung. Anita, welche durch diese beiden Todesfälle das ganze Vermögen der Farnese und Ranzoni vereinte, war nun beinahe eine reiche Erbin. Da sie sich in Neapel zu sehr ihrer Trauer, ihrem Kummer hingab, (Prinz Tolstoi, der sie bei Hofe sah und mit dem Herzog in Höflichkeiten wetteiferte, vermochte sie noch am besten zu trösten) verließ man Neapel kurz nach meinem Ableben. Tante Ranzoni

ließ das alte Familienpalais schließen, entließ die Diener bis auf ihre alte in alle Schminkmysterien eingeweihte Kammerzofe, und zog mit ihrer Tochter nach Paris.

„Die Franzosen sollen so charmant sein, und ich habe mir immer gewünscht, in Paris mein Leben zu beschließen . . .“

Das Leben genoß sie nun in Paris vollkommen. Sie wurde zwar dort nicht bei Hofe präsentirt, aber sie tröstete sich mit den unzählbaren Amüsements der Hauptstadt. Die schweigsame, melancholische Anita betrachtete es als eine große Gunst, wenn sie nicht gezwungen wurde, an den Maskenbällen und ersten Vorstellungen theilzunehmen. Da der Hof der Kaiserin Eugenie ihr kein sicheres Asyl bot, begnügte sich die gute Dame mit den besten ausländischen Cirkeln der Gesellschaft. Die Italiener, Russen, Polen und Engländer bilden in Paris eine Gesellschaft für sich, die sich mit aller Welt mischt, und dennoch eine Art Einverständniß, eine Art Kastengeist und Freimaurerthum unter sich bewahrt.

Zudem fanden sie einen Bekannten vom neapolitanischen Hofe da, der einen willigen Cicerone in den pariser Salons abgab, die ihm in einer Art seine Heimathsluft war: den Prinzen Sigmund Sergeiewitsch Tolstoi.

Wenn ich nun die ferneren Geschicke meiner geliebten Braut beschreibe, so muß ich dabei meine Gefühle und Leiden soviel ich es vermag, zurückdrängen, sowie ich in der That als körperloser

Hauch aus dem Spiele des Lebens ausgestoßen war. Ich kann nur Bilder beschreiben, bei deren Schattirung ich keinen Antheil haben konnte.

Es gab eben eine heimliche Verzweiflung mehr im Weltenraume.

Ein Jahr war vergangen, als Tante Ranzoni, deren Züngelchen schon lange nach dem delikaten Thema geschmachtet hatte, es wieder wagte, von einer Heirath zu sprechen. Anita neigte ihr blondes Köpfchen auf ihre Hände und nannte weinend meinen Namen.

Aber ihre Mutter fuhr unbarmherzig fort: „Es ist Zeit, daß Du daran denkst, zu heirathen. Ich habe Dir für Deine Grimassen ein Jahr Frist gegönnt. Das ist immer ehrenwerth. Aber Giulio ist nicht unersetzlich, und ich kenne einen Cavalier, der mit einem brillanten Range und einem brillanten Vermögen ein tausendmal schöneres Gesicht und einen tausendmal pikanteren Geist aufzuweisen hat als Dein seliger, aber etwas sentimentaler Giulio. Dieser Cavalier, welcher Dir mit seinen steten Aufmerksamkeiten die bescheidenste und dauerndste Liebe bewiesen hat, und der mich vor zwei Tagen bat, seine Fürsprecherin bei Dir zu sein, ist der Sohn eines der ersten Magnaten Rußlands. Sein Stiefvater ist nicht allzureich. Dafür hat der Sohn von seinem rechten Vater ein immenses, wahrhaft russisches Vermögen geerbt, welches ihm unabhängig gehört. Er hat nur eine Stiefschwester. Er ist der brillanteste Cavalier der hiesigen Salons; die sprödesten Aristokra-

tinnen stehen in den Registern seines Liebeskatalogs, denn seine Schönheit ist so unwiderstehlich wie seine Distinktion. Seine Pferde tragen bei allen Longchamps den Sieg davon, sein Name wird von den Ratten der großen Oper mit zerknirschtester Ehrfurcht hinter den Coulissen genannt, und seine kühnen und originellen Wetten sind wahrhaft englisch. Kurz, es ist Prinz Sigmund Sergeiewitsch Tolstoi, meine schöne Prinzessin!"

Meine Verwandten bewohnten ein kleines, aber äußerst komfortables und geschmackvolles Hôtel in der rue d'Enfer. Die Fenster des Wohnzimmers gingen auf den belebten Sebastopol-Boulevard hinab, wo bereits hie und da eine Gasflamme aufzuckte, und ihren rothen Schein in das gemüthliche Plauderzimmer warf. Signora Ranzoni saß auf ihrem weichen bequemen Divan am Kamin, Anita saß am Piano, die Hände auf den stummen Tasten ruhend und das Köpfchen auf die Hände geneigt. Das Zimmer war noch nicht beleuchtet, und nur der Widerschein der Laternen spielte auf dem lustigen dicken Gesichte der Mutter. „Nun, bist Du stumm geworden, Frau Prinzessin?" lächelte sie.

„Mutter," — sagte Anita leise — „Mutter, ich kann nicht." —

Die Mutter richtete sich aus ihrer faulen Lage auf. Sie war faul-zornig. „Das ist ein Unsinn. Und ich verbiete Dir dergleichen Reden. Ist er nicht schön?" —

„O wunderschön!" — Anita barg ihr Köpfchen tiefer in den Händen und seufzte.

„Ist er nicht reich, und vor allem Prinz?" —

„Ach ja!" —

„Nun, also?“ —

„Aber Mutter, ich — ich habe Giulio geschworen, nur ihm allein gehören zu wollen.“ —

Nun brach Signora Ranzoni in ein so helles, lustiges, schmetterndes, herzliches Gelächter aus, daß alle Ecken und Winkel des Salons mitzulachen schienen, und selbst der Prinz, der eben, gefolgt von der lampenbringenden Schminkkennerin, eintrat, laut mitlachte.

Anita hatte ihr rothglühendes Gesichtchen erhoben, und warf ihrer Mutter einen langen, bittenden Blick zu. Die Signora reichte dem Prinzen ihre beiden fleischigen Hände und erstickte beinahe vor Lachen. Der junge Mann setzte sich neben sie auf den Divan. „Aber jetzt, da ich meine Schuldigkeit als Echo gethan habe, meine Damen, darf ich wohl den Grund unserer beiderseitigen Heiterkeit wissen, . . . oder ist die Frage indiskret? Signora Anita scheint nicht unserer Meinung zu sein —“

„Prinz, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so fahren Sie morgen mit dem ersten Zuge nach Cagliari, graben sie auf dem Militärfriedhofe das Gerippe des armen Giulio aus, bringen Sie es wohlverwahrt hierher, ziehen Sie ihm einen schwarzen Frack an, parfümiren Sie ihn mit Moder-Essenz, bestellen Sie Maire und Priester, und begleiten Sie die Brautleute nach Notre-Dame. Anita will heirathen, aber Giulio soll der Bräutigam sein.“ —

Das schöne heitere Gesicht des Prinzen wurde plötzlich ernst, beinahe traurig. Er stand auf und ging auf das Piano zu. Er

stand zwischen Anita und der Lampe, und ihr Gesicht war im Dunkel, wie er seine Hand auf die Lehne ihres Stuhles legte.

„Anita" — sagte er leise — „Anita liebt ihren Bräutigam noch immer wie am ersten Tage ihrer Trennung. Der glückliche Giulio!" —

„Mama ist boshaft!" — lächelte Anita. „Sie verdreht meine Worte, und . . ." Der Schluß des gestotterten Satzes war ein Walzer von Schulhoff.

„Und war ich vielleicht die Ursache, meine Damen, daß das Gespräch zwischen Ihnen eine für Signora Anita so peinliche Wendung nahm? Haben Sie dem Fräulein von meinen kühnen Hoffnungen gesprochen? Hoffnungen, ach, die sie nie ermuthigen kann?" —

„Bravo, Prinz, nur immer weiter!" — grinste das frische Gesichtchen der Signora in der Kaminecke, während sie behaglich mit ihren Ringen spielte.

„Anita," — sagte der junge Fürst, indem er sich auf das Tabouret neben Anita niederließ und seine Hand auf die ruhige weiße Hand vor ihm legte — „Anita, Sie können Ihren Cousin lieben, wie es Ihr edles Herz verlangt — aber Sie können mich vielleicht genug achten, um Ihr Leben, Ihre Zukunft, Ihr Heil einem Manne anzuvertrauen, der sein einziges Glück in dem Bestreben finden will, Sie glücklich zu machen? Wollen Sie meine kleine Prinzessin werden, Anita?" —

Der Walzer fand einen grellen Schluß. Etwas wie ein wilder, aber nicht schmerzlicher Kampf — eher wie ein Kampf

der Sehnsucht erwachte in der Brust meiner blonden Braut, sie warf einen raschen Blick auf ihre Mutter, als hätte die Gegenwart derselben sie in Fesseln geschlagen, und halte ihren Mund verschlossen. — Dann legte sie mit einer jähen Gluth ihre kleine Hand in die Hand des schönen jungen Mannes und sagte: „Ja.“

O Anita, Du Tochter der modernen Gesellschaft, die ihr Gelübde und ihre unvergängliche Liebe einem Gebote der Mutter, den Bitten der lieben Verwandten, einer Berechnung für die Zukunft opferte. So dachte ich damals.

„Ja!“ — sagte sie mit einem unruhigen, hastigen Lächeln. „Ich will Ihre kleine Prinzessin werden, Sigmund.“ —

Signora Ranzoni wischte sich graziös eine Thräne aus jedem Auge und sagte: „Meine Kinder, kommt, daß ich Euch segne!“ —

Das hätten die aufgeregten Kinder bald vergessen. Aber in der nächsten Sekunde knieeten sie vor der kleinen Frau, die sie von ihrem Divan wie von einer Wolke aus mit einer Haltung segnete, die ohne Geburt nicht wiederzugeben ist.

12. Kapitel.

Ein russisches Schloß.

Und sie starb mit demselben Anstande, die gute Tante Ranzoni. Drei Wochen später erkältete sie sich auf einem thé dansant des Hôtel St. Magnieu, dem sie in einem sehr dekolletirten Kleide beiwohnte, legte sich wie ein Fechter in der fashionabelsten Stellung zu Bett, ließ sich alle Tage vom Portier die Wappen der Equipagen herzählen, die sich im Laufe des Tages (ohne Inwohner) nach ihrem Befinden erkundigt hatten, legte die Hand Anita's in die Hand ihres schönen Bräutigams und sagte: „Prinz, ich lasse Ihnen meine Tochter zurück. Machen Sie aus dem kindischen Dinge eine große Dame.“ Dann starb sie.

Anita stand jetzt allein, mutterseelen allein in der weiten Welt. Das letzte Jahr hatte aus dem einfachen Mädchen ein Weib gemacht; ein ernstes, aber ach! kein trauriges Weib. Sie war ein Wesen, für die Liebe geschaffen, und durch Liebe gereift. Ihre Familie war jetzt ihr Bräutigam, und auf den schönen Mann stützte sie sich mit dem sittsamen Vertrauen der Braut. Dachte sie an ihren todten Verlobten, den sie als junges Mädchen so sehr geliebt hatte, mit all der Sehnsucht und Intensität ihrer

früheren Leidenschaft zurück? Ich hoffte es damals. O ich war dessen gewiß! Eine Liebe wie die ihrige mußte in ihrer Reinheit unsterblich sein! Tolstoi konnte ihr ein schützender Freund, aber kein Ideal sein. So dachte meine bebende, geängstigte Seele.

„Anita, Dein Platz, der Platz des verwaisten, alleinstehenden Mädchens ist nicht hier an meiner Seite. Ich bin ein russischer Edelmann und kann mich nicht vermählen ohne die Einwilligung meines Kaisers zu besitzen. Diese Erlaubniß kann ich (nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge) erst in ein, zwei Monaten erhalten. Bis dahin ist Dein Platz an der Seite meines Stiefvaters, des Grafen Muruagnin, welcher in Südrußland wohnt; und an der Seite meiner Schwester. Mache Dich also reisefertig."

„Dein Stiefvater, Deine Stiefschwester, Sigmund? Werde ich willkommen sein? Sind sie mit Deiner Wahl zufrieden? Sigmund? Du hast mir nie davon gesprochen und ich habe Dich nie gefragt. Jetzt will ich's wissen."

Er schaute seine Braut kalt lächelnd an und küßte sie. —

„Ich bin unabhängig und Herr meines Willens und meines Vermögens. Mein Vater und meine Schwester sind Parasiten meines Reichthums. Sie müssen die Frau meiner Wahl mit Enthusiasmus empfangen." —

Das war ein wenig russisch gesprochen. Aber Anita liebte diesen Hochmuth, und sie schaute stolz auf zu dem Manne, der ihr Hort sein sollte.

Der alte Graf Muruagnin, Sigmund's Stiefvater, war ein heruntergekommener Verschwender, der mit seiner Tochter von dem Reichthum seines Stiefsohnes lebte. Er hatte in früheren Zeiten viele Leidenschaften gehabt: Blondinen, Pferde, Hunde, und vor Allem den grünen Tisch. Alle diese ignoblen Passionen hatten sich mit dem Alter und der Armuth zu einer edlen Passion concentrirt: Die Leidenschaft für seine Tochter Nitschinka. Für sie nur lebte der ausgedorrte, gewissenlose und verwöhnte alte Mann. Für sie nur sorgte er, für sie schmeichelte er selbst seinem hochmüthigen Stiefsohn wie ein bezahlter Schmarotzer. Für sie schaute er mit besorgten Augen in die Zukunft, für das Glück seines Lieblingskindes hätte er sein Seelenheil gegeben. Er hatte gehofft, Prinz Sigmund werde nach einer verjubelten Jugend als Hagestolz sterben, und sein unermeßliches Vermögen seiner Schwester Nitschinka vererben. Mit Schrecken hatte er aber aus den Briefen seines Sohnes ersehen, daß dieser von seinen unedlen Leidenschaften durch eine wahre, tiefe erste Liebe abgezogen werde, und später hatte er sich mit dem Gedanken seiner Verheirathung vertraut machen müssen. Alle seine Pläne waren in Nichts zusammengestürzt, als er den Brief seines Sohnes erhielt:

„Meine Braut ist eine Waise geworden. Ich werde sie „Deinem Schutze anvertrauen, mein Vater, bis zu der Zeit, „wo der Czaar meine Vermählung bewilligt. Sie wird „kommen."

Das alte Schloß Tolstow in den Steppen von Azow hatte ringsum eine öde Schneewüste als Kranz. Und auf dieser Schneewüste weilte der Blick des Greises, der in dem großen ledertapezierten Zimmer des Erdgeschosses über dem Briefe seines Sohnes brütete. Er trug das dunkle Gewand eines moldavischen Bojaren, sein langer weißer Bart rahmte ein hartes, kerniges, finsteres Gesicht ein. „Er wird kommen. Er ist wie das ungezähmte herrenlose Pferd der Steppe, und seine Liebe zu uns schmilzt wie Schnee in dem Sonnenblicke seiner intriguanten Braut. Und meine Tochter, das Kind meines Herzens, wird eine Fremde sein in diesem Hause; die Sklavin einer stolzen, hochmüthigen Herrin — ein Gast, weniger als ein Gast, eine Geduldete, sie wird ihr Brod mit einer Beleidigung gesalzen erhalten und ihr Platz wird im Hintergrunde sein. O nimm Dich in Acht, die Du meinem Kinde seine Rechte raubst! . . .“

„Was hast Du, Papa?“ fragte eine fröhliche Mädchenstimme. „Du bist verdrießlich und finster wie die Witterung draußen!“ —

Das Gesicht des Greises erhellte sich. „Nitschinka!“ flüsterte er, indem er seine Tochter umarmte. „Mein geliebtes Kind!“ —

Nitschinka war ein rabenlockiges wunderhübsches Mädchen von achtzehn Jahren, aber kindischer als ein Kind von zwölf Jahren. Ihre großen grünen Augen zeigten nur lichte, goldene Träume, und das Lächeln ihres Mundes zuckte noch keiner verlorenen Illusion nach. Sie war ein verhätscheltes, verwöhntes, eigenwilliges, aber herzensgutes Kind.

„Du darfst nicht verdrießlich sein, Papa. Madame Schustlerowa aus Kiew drüben, meine Modistin, war hier in ihrem Schlitten und hat mir einen Hut gebracht — ah! einen reizenden Hut! Ich habe getanzt vor Freude! Willst Du hinaufkommen und ihn sehen? Wie das meinen lieben Sigmund freuen wird, wenn er mit seiner Braut kommt! Aber ich . . .“ sie warf sich mit aller Macht auf den Divan neben ihren Vater, „ich bin ganz abgemattet von der Freude und Verwunderung. Und was bin ich in den letzten Tagen herumgefahren wegen Toiletten, damit ich mich doch vor der künftigen Schwägerin zeigen kann! Sie kommt aus Paris! Sie soll sehen, daß man hier auch die letzten Moden kennt, nicht wahr, Papa? Aber todtmüde bin ich von dem Allen, Tatinko, und wenn das noch acht Tage so fortginge, ich würde krank und stürbe! Aber zum Glück kommen sie heute noch. — Sag' doch, Papa, der Sigmund als Ehemann! Ich kann ihn mir gar nicht denken — er wird feierlich sein wie ein Priester. — Ich denke mir immer, er wird jetzt einen Vollbart tragen und einen dreieckigen Hut? Hahaha! Du lachst nicht, Tatinko?“ —

Der Alte betrachtet seine Tochter mit einem Blicke unsäglichen Mitleids. „O ich werde kämpfen!“ murmelte er.

„Ich denke mir“ (Natschinka war plötzlich sehr ernst geworden.) „Ich denke mir schon seit acht Tagen, wie wohl diese Signora Anita Ranzoni aussehen mag? Ob sie wohl groß ist? Sie wird vielleicht hochmüthig sein. Was meinst Du? Aber nein. Ihr Brief war so lieb! Aber sie wird mich vielleicht nicht gern haben?“ —

„Vielleicht," — sagte der alte Graf finster. „Aber sei ruhig, so lange ich an Deiner Seite bin, sollst Du Dich vor keiner neugebackenen Prinzessin beugen. Ich werde nicht dulden, daß man Dich plündere. O nie!" —

Seine geballte Faust fiel auf die Lehne des Divans nieder und sein Auge blitzte im Wiederschein der Kohlen, wie Blut. Sie schaute ihn groß an. „Du erschreckst mich, Tatinko! Was meinst Du?" —

Die Gluth seines Auges erlosch im Moment, und er lächelte seiner Tochter zu und sein scharfes Greisengesicht verschönerte sich unter diesem Lächeln! „Nichts, mein Kind. Wir werden ja sehn. Aber hörst Du nichts?" —

„Glöckchen!" — rief Nitschinka aufspringend — „Glöckchen und Schellen — eine Troïka — das ist Sigmund, Tatinko, das ist Sigmund mit seiner Braut . . ."

„Schon!" — seufzte der Alte.

Die Glöckchen schwiegen und das blaue Auge Anita's blickte über die weiße Schneedecke der Parkgesträuche auf ihre künftige Heimath, über welcher der graue Himmel der Steppen dämmerte.

„Das ist Ihr Zimmer, schöne Schwägerin!" lachte und erzählte Nitschinka. „Das schöne Zimmer! Meins ist nicht so hübsch möblirt — der Tapezierer ist in den letzten Tagen gar nicht fortgekommen von hier. Ich werde eifersüchtig sein auf Sie!"

„Eifersüchtig?"

Der Diener in der gestreiften Jacke leuchtete mit dem Armleuchter durch die Appartements. Sigmund ging leise sprechend

mit seinem Vater über die Teppiche der Zimmer, welche seine Braut bewohnen sollte — und Nitschinka tanzte mit Anita voraus.

„Sagen Sie doch, Anita; das ist sehr langweilig, wenn wir uns Sie nennen . . . Sie! Wie albern und häßlich und plump das klingt . . . Eine Idee! Wollen Sie, das wir uns Du nennen? Es ist so hübsch, wenn man einander Du nennt."

„Gewiß."

„Ja? Charmant! O ich fühle, daß ich Dich lieben werde, Anita! Weißt Du, daß ich mir Dich als eine große hoffährtige Dame vorgestellt habe! Und nun bist Du so lieb und viel stiller und hübscher als ich!"

Das wilde Naturkind umarmte die schüchterne Anita, welche mit dem goldenen Schleier ihrer Locken aussah wie eine verzauberte Königin, in diesen düsteren, mit unbehülflicher Pracht ausgestatteten Hallen; sie war doppelt reizend in ihrer zarten feenhaften Schönheit neben der wilden russischen Schönheit Nitschinka's — und der Blick Sigmunds ruhte mit stummer Bewunderung auf der zarten Gestalt, wie sie jetzt in dem letzten Zimmer standen, welches das Schlafzimmer der Neuangekommenen war.

„Das ist Dein Schlafzimmer!" sagte Nitschinka. „Und hier, nebenan . . ." sie lachte laut und fröhlich auf, während sie an ein Seitenthürchen lief und mit beiden Händen daran trommelte — „rathe was das ist?"

„Nebenan?" lachte Anita.

„Mein Schlafzimmer!" jauchzte Nitschinka. „Ist das nicht

hübsch? Wir werden in der Nacht mit einander durch die Thür sprechen können, und uns Geschichten erzählen, und wenn ich nicht schlafen kann, werde ich Dich auch nicht schlafen lassen — wie hübsch das sein wird?“

„Genug der Kindereien,“ sagte der Fürst mit seinem gutmüthigen Lächeln, „Sie verzeihen dem närrischen Kinde? Seien Sie nur nicht zu streng gegen sie!“

„Streng gegen mich!“ lachte Nitschinka. „Ah! So meinst Du es! Wenn Du streng gegen mich sein wirst, Schwägerin, bringt Papa Dich um! Denn er ist vernarrt in mich, nicht wahr, Tatinko?“

„Sie haben nun Ihre Zimmer gesehen, liebe Tochter,“ sagte der Alte schnell und doppelt freundlich. „Wir wollen jetzt zum Abendessen hinuntergehen. Sie werden schon schläfrig sein.“

„Nicht doch, Herr Graf.“

„Desto besser also! Dann wollen wir heute noch recht lange aufbleiben und schwatzen, da der böse Sigmund uns schon morgen wieder verläßt, um in Petersburg die Heirathsangelegenheit zu betreiben . . .“ Die Gesellschaft, der Diener mit dem flackernden Armleuchter voran, stieg in das durchwärmte, hellglänzende Speisezimmer hinab.

Draußen um das Schloß flimmerte die schneelichte Nacht. Der Fahrweg nach dem Norden führte an tiefen, stillen Abgründen vorüber und auf der entgegengesetzten Seite starrten himmelshohe Schneefelsen auf. Schneewehen hatten über den Park und über den Hof während des Abends eine mannshohe Decke gebreitet.

Auf dem steinernen rohen Kreuze welches auf dem Wege nach Krestowaz die Stätte eines ungesühnten Mordes bezeichnete, saß eine Schaar Raben dicht aneinander gedrängt, die vor Kälte und Alter gesträubten Federn mit Reif und Eis bedeckt. Manchmal schoß einer derselben wie aus einem Traume aufgeschreckt auf, ließ einen tiefen krächzenden Gurgellaut durch die schneelichte Nacht ertönen, kreiste um die Bäume des Parkes, und flog wieder auf das einsame Kreuz hinaus.

Nitschinka hatte ihrer künftigen Schwägerin mit tausend Küssen und tausend Albernheiten gute Nacht gewünscht. Sigmund saß in der Bibliothek und schrieb bei tief herabgebrannten Lichtern einige Briefe. Die alte moldauische Ajah Nitschinka's summte auf den zusammengerollten Teppichen des Korridors ein monotones Moslemgebet, und der alte Graf saß noch ganz angekleidet in seinem kahlen, altmodischen, trübblickenden Schlafzimmer. Vor ihm, in der Mitte des Zimmers stand ein rothbärtiger alter Ossete.

„Kaluga, Du hast mir seit meiner Jugend in Allem gedient wie ein treuer Hund. Du bist Sklave. Willst Du frei sein?"

„Wozu, Herr?"

Der alte Graf zuckte die Achseln. „Kaluga. Willst Du Geld, viel Geld, daß Du Deine alten Tage in Bequemlichkeit verbringen kannst?"

„O ja, o ja, Herr. Was habe ich zu thun?"

Der Alte schaute ihn sinnend an. „Nichts für jetzt, Kaluga. Zünde noch ein Licht an und lege noch ein Scheit in den Kamin. Und dann geh schlafen."

Der Alte that wie ihm geheißen, und berührte dann mit seiner rechten Hand die Füße des Fürsten, der noch immer nachdenklich in's Feuer stierte.

„Kaluga?"

„Ja."

„Du hast die Braut meines Sohnes gesehen, Kaluga?"

„O, eine schöne Prinzessin, wahrlich Herr."

„Ja. Gute Nacht."

Die Lichter erloschen selbst in dem letzten Fenster, und der dicht und leicht fallende Schnee konnte sich nicht mehr in den rothen Scheiben spiegeln. Aber draußen um das Kreuz von Krestowaz kreisten noch immer einzelne Raben, aufgeschreckt durch ihre Träume oder von ihren Ahnungen, und ließen ihr klagendes Gekrächz durch die Steppe tönen.

13. Kapitel.

Worin es fortwährend schneit.

Prinz Sigmund Sergeiewitsch Tolstoi hatte von seiner Braut und von seinen Verwandten Abschied genommen und war in seiner schönen, dunkelrothen, halborientalischen National-Tracht, die er seit seiner Abreise von Paris wieder trug, gegen Krestowaz hin geritten, um von dort mit der Bahn nach Petersburg zu eilen, gefolgt von dem verschleierten Blicke seiner armen verlassenen Braut und von dem prophetischen Gekrächz der schlaflosen Raben. Er liebte es, auf einem feurigen Rosse durch den hohen Schnee zu reiten und gegen den sausenden Wind der Steppe zu kämpfen. Es war ein eisiger Morgen; die Schneeflocken wurden in der Luft zu spitzen Eiszapfen, die sich im Fallen aneinanderrieben und sich an den Kleidern wie eine Rüstung ansetzten. Ihr weißer dichter Fall machte die schwarzen Abgründe unsichtbar und umhüllte jede Fernsicht wie mit einem webenden, wogenden, dichten Schleier, und wie Sigmund sich an dem Kreuzwege auf seinem Pferde umwandte, war das Schloß verschwunden. Ein Tag wie der andere zog unter dem grauen eintönigen Schneehimmel hin. In

dem elenden verfallenen Dorfe fror der Muschik in seiner Lehmhütte, die Frauen spannen mit den blaugefrornen Fingern, und der Jude des Dorfes beschnitt hinter den blinden Fenstern seiner warmen, nach Fischen riechenden Stube die glänzenden Dukaten des Gutsherrn und schob seine Brille blinzelnd bis auf die Stirn hinauf.

Im Schlosse ging Alles seinen verdrossenen, stillen, krampfhaft freundlichen Gang. Der alte Herr rechnete mit den Juden und dem Verwalter des Schlosses und besuchte die Wirthschaftsgebäude und ruhte Abends neben seiner geliebten Tochter aus. Nitschinka hing den ganzen Tag wie eine liebenswürdige Klette an ihrer neuen Freundin und erstickte sie mit Küssen und plauderte in einem Athem tausend Albernheiten, auf die sie keine Antwort abwartete und mit denen sie nichts sagen wollte, als daß sie sich sehr langweile und ihre schöne Anita sehr liebe. Die alte moldauische Ajah Nitschinka's saß mit gekreuzten Beinen auf den Teppichen des Putzzimmers ihres kindischen Töchterchens und rauchte aus einer kurzen Pfeife und bewegte den alten runzligen Kopf mit dem phantastischen rothen Turban, und murmelte vor sich hin.

Und Anita las die Briefe welche von Petersburg kamen, und stand vor dem Bilde ihres Bräutigams und schaute sich fröstelnd und ängstlich um in den hohen widerhallenden, todtenstillen, einsamen Zimmern, und schaute hinaus auf die graue Unermeßlichkeit, und dachte an die Oleanderwäldchen Neapel's und an den blauen Himmel der über Capri lacht, und an ihre arme Mutter und an

ihre arme Tante Farneſe und an Giulio! — Jetzt würde ſie an der Seite ihres blonden Giulio in dem braunen winkligen pittoresken Palaſte der ſonnigſten und ſchlummerſtillſten Straße Napoli's ein ſtillglückliches Leben führen! Die Stimme des Improviſators tönte aus der Menſchenmenge des benachbarten Platzes herüber, und lichtgrüne Pomeranzenblätter zitterten an den Staketen der Hofmauer, und Giulio ſpräche zu ihr in Toscana's ſüßer Sprache von ſeiner Liebe . . . O, Anita weinte. Sie neigte ihr Haupt und ſchaute dann zu dem Bilde ihres ſchönen ſammetaugigen neuen Bräutigams auf, und weinte. Aber Entſetzten faßte meine Seele, die ſie wie ein unfühlbarer Kuß umſchmeichelte . . . waren das Thränen bitteren Schmerzes? Oder lächelte ſie unter dieſen Thränen, mitten in der fremden Einſamkeit, in dieſer Oede und Verlaſſenheit, lächelte ſie zu dem Bilde auf, welches ihr noch ſchöner erſchien in dem Glanze ihrer ſehnſüchtigen Thränen? . . .

Sehnſucht! . . .

O der Gedanke, der unmögliche Gedanke! —

Und ich floh entſetzt die Nähe der Ungetreuen. Nitſchinka probierte vor ihrem Spiegel einen neuen Kopfputz und gähnte dabei und langweilte ſich ſchrecklich und erzählte ihrer Ajah von der armen Anita, die den ganzen Tag in ihrem Zimmer hauſe und nichts thue als weinen. „Sie hat keinen Vater mehr, die Arme!“ ſagte ſie mit einem faulen Bedauern. „Und Papa iſt ſo ſonderbar gegen ſie.“

Die alte Ajah warf unter ihren weißen buſchigen Brauen hervor einen ſcharfen Blick auf ihr Pflegekind, und warf die Pfeife

im Munde herum. „Du hast Deine Freundin sehr lieb, Nitschinka?“

„O, ja! Sie ist gar nicht stolz und thut Alles was ich will.“

„Sie erhält aber das Vermögen Deines Bruders. Und sie wird die Erste sein im Schlosse.“

„Oh, was das anbetrifft, sie wird nicht viel hier sein, und ich auch nicht, sie hat es mir schon versprochen; wir werden mit Sigmund nach Petrograd gehen und Bälle besuchen, und ich werde da meine vielen, vielen Anbeter aus der Pension wiedersehen und werde Zachar Grigorjevic Tschernitscheff, oder den Valerian Michailowitsch Galazin heirathen.“

Kaluga ging über den dunklen, mit verwitterten, unkenntlichen Bildern behängten Corridor, als sich eine Thür öffnete, und die Ajah in dem lichten Rahmen derselben erschien.

„Kaluga,“ sagte sie mit ihrer und mit dem heiseren Stimme wackelnden Kinn. „Hat die Freundin meines Herzenskindes die Glashausblumen, welche sie so sehr liebt, in ihrem Zimmer?“

„Was kümmert mich die Niemka!“ — murrte der Ossete, indem er seinen schmierigen Kaftan mit beiden Händen strich. „Mag sie verfaulen.“ —

„Kaluga!“ — sagte die Ajah mit erhobener Stimme — „Kaluga, hast Du der Freundin meines Kindes die Bücher vom Geistlichen gebracht, die sie haben will?“ —

„Was kümmert mich die Niemka!“ — wiederholte der Offete, zornig werdend.

„Was!“ — krächzte die Ajah mit ihren weißen Augen und ihrer erloschenen Stimme, während sie ihre mageren Finger in den Aermel des Sklaven hackte — „Du hast nicht gehört, daß der Herr befohlen hat, wir sollen ihr dienen, als ob sie schon die Herrin wäre? Was! oder ist es nicht genug, was ihr vorhabt mit der Freundin meines Kindes? Ist er euch nicht genug, der Tod? Wollt ihr sie auch noch quälen, das bleiche Mädchen, welches so freundlich ist mit meinem Herzenskinde? Kaluga, Kaluga, nimm Dich in Acht, daß ich nicht ausschreie, was geschehen wird, wenn ihr sie quält! . .“

„Und Du, höllische alte zahnlose Hexe, nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht Deinen Hals mit diesen zehn Fingern zusammendrücke und Dir Dein loses Maul stopfe!“ — kreischte der wüthende Diener, indem er seine mächtigen Hände nach der knöchernen Alten ausstreckte, die drohend ihre Krücke schwang. —

Man hörte die beiden gedämpften Stimmen kaum in dem dumpfen Vorhause, und man sah kaum die beiden wilden zerlumpten Gestalten in dem dunkelnden Schneelichte, welches mühsam durch die blinden Scheiben drang.

„Mein lieber Sohn! Anita ist traurig; sie ist krank,
„ohne daß wir ihre Krankheit zu erkennen vermögen. Sie
„liegt zu Bette und der Geistliche und die Ajah kochen ihr

„einen Thee über den andern. Ich glaube, es ist mehr die „Sehnsucht nach Dir, als eine leibliche Krankheit. Wir „lieben sie Alle. Nitschinka ist vernarrt in sie und läßt sie „keinen Augenblick in Ruhe. Ich freue mich, daß Du endlich „die Erlaubniß erhalten hast, und in den allernächsten Tagen „zurückkommen kannst . . .“

Die Feder des Alten ruhte. Es war das drittemal, daß er seinem Sohne von einer Krankheit Anita's berichtete, welche nicht existirte — und es war der dritte Abend, welchen er in dem finstern modrigen Zimmer neben dem Schlafzimmer seiner Tochter weilte, welches sonst das ganze Jahr hindurch nur von dem Geistlichen betreten wurde, und von den früheren Besitzern des Schlosses als Bibliothekzimmer benutzt worden war. Es war ein verwittertes Zimmer, welches die unliterarischen Neigungen der jetzigen Besitzer dem Verfall überlassen hatte. Die alten Lehnstühle trugen noch die gestickten Wappen der Tolstoi's, aber diese Wappen waren von Motten zernagt und zerbissen und die Farben verblichen. Die schweren, aber farblosen Vorhänge waren modrig und fadenscheinig geworden wie Zunder und von den Ratten angenagt und ausgefranzt. Die Bücher, welche auf hohen Regalen an den Wänden standen, waren fingerdick mit Staub bedeckt, und große Spinnen bildeten einen natürlichen Plafond. In der Mitte des Zimmers stand ein altmodischer, seltsam gedrechselter Schreibtisch, auf dem eine kleine Oellampe wie ein Glühwurm leuchtete und über dessen Pult der weiße Bart des alten Mannes wallte wie eine Schneedecke. Zwei, drei schwarzgewordene Bilder früherer

Tolstoi's lehnten in den Ecken und einige verrostete Rüstungen, serbische Degen und kaukasische Panzerhemden lagen in einem Winkel. Auf einem der Regale, mit einem grünen Tuche bedeckt, lag ein halbrunder unkennbarer Gegenstand, auf welchen das Auge des alten Grafen gerichtet war.

Seit Jahren hatte dies alte verlassene Zimmer kein so fröhliches, schallendes Gelächter gehört, wie jetzt, wo Nitschinka herein stürmte, an der Thür stehen blieb, furchtsam umherschaute, dann wie ein aufgescheuchter Vogel nach dem Tische flog und ihren Vater mit beiden Armen umschlang, während ihre schwarzen Locken über sein Gesicht wogten. —

„Papa, was thust Du so lange in diesem abscheulichen Zimmer? Das Souper wartet unten, und ich und Anita, wir haben Hunger wie die Wölfe und sind schläfrig wie Muschiks, und es ist uns so bang, wenn der Sturm gegen die Fenster heult, und Du läßt uns warten — das ist häßlich von Dir! So komm doch! . . Weißt Du, daß Anita mir einen neuen schönen Namen gegeben hat? Einen so lieben Namen. Du darfst mich nie anders nennen, Tatinko: „Herzblättchen!“ Ist das nicht wunderhübsch? Ich bin Anita's Herzblättchen. Ja? Aber jetzt komm . .!“ —

Der Alte hatte den Brief rasch umgewendet und schaute seine Tochter halb verwirrt an. „Ich komme schon, Herzblättchen. Ich habe eben an Deinen Bruder geschrieben, der jeden Tag ankommen kann.“ —

„Und warum schreibst Du jetzt in diesem abscheulichen Zim-

mer? Ich könnte vor Angst nicht allein hier sein, nicht um die Welt! Ah! . .“

Und Herzblättchen schrie auf und deutete bebend auf den Boden. —

„Was hast Du, mein Kind, mein Herzblättchen?“ —

„Eine — eine Ratte! — stöhnte sie — „Eine wirkliche große Ratte, Papa! Papa, trag mich fort aus diesem Zimmer, oder ich vergehe vor Augst! Ich bin noch nie hier gewesen! Warum bleibst Du nicht in Deiner hübschen warmen Geschäftsstube?“ —

„Die wird jetzt für Deinen Bruder eingerichtet,“ — lächelte der Alte bitter. Wir müssen unsern Platz den Vornehmeren überlassen. — Aber ängstige Dich nicht so, mein Herzblättchen, und komm. Soll ich Dich tragen?“ —

„Nein. Ich habe keine Angst mehr. Warte noch einen Augenblick. Was ist das für ein schwarzes Bild dort in der Ecke, auf welchem man nichts sieht als ein Gesicht ohne Leib?“ —

„Das ist Michailowitsch Tolstoi, Kind, der Großvater Deiner Mutter.“ —

„Und . . . und das Gerümpel dort in der Ecke? Diese Rüstungen. Ich meine, in jenem Helm dort müssen Fledermäuse ihr Nest aufgeschlagen haben! . .“

Sie trippelte mit aufgeschürztem Kleide und auf den Fußspitzen balancirend nach dem nächsten vom Lichtschein erhellten Regale, lüftete mit zwei Fingern den grünen Schleier, und ließ

ihn mit einem kleinen Schrei wieder fallen. Ein runder, schwarzer Gegenstand lag unter dem grünen Tuche.

„Oh! Das schreckliche Zeug! Was ist das, Papa?“

Das Licht der Lampe mußte trüber brennen oder das Gesicht des alten Grafen röther geworden sein, wie er seiner Tochter folgte.

„Laß das, Nitschinka.“ — sagte er.

„Nein, Tatinko!“ — und die neugierigen Finger betasteten das schwarze Ding — „Nein, Du weißt, wenn Du so geheimnißvoll thust, habe ich keine Ruhe, und wenn's um mein Leben ginge! Tatinko, Tatinko, was ist das? Du wirst nicht wollen, daß ich die ganze Nacht kein Auge schließen kann? Tatinko! . .“

Aber er war strenger als sonst und ergriff die Hand seines Herzblättchens: „Komm fort! Das ist ebenso ein Ueberbleibsel aus barbarischen Zeiten wie jener Degen und jene Rüstungen dort. Es gab Zeiten, wo man in einsamen Schlössern die Menschen tödtete, ohne daß die Spur eines gewaltsamen Todes zurückblieb, ohne daß das Opfer einen Schrei ausstoßen konnte, ohne daß es sich zu wehren vermochte —“

Mit einem lauten Schrei ließ Nitschinka das grüne Tuch wieder fallen und zog jetzt selbst ihren Vater fort. „O, ich weiß, ich weiß,“ — murmelte sie — „ich kenne diese Geschichten, es ist eine Pechmaske, eine schreckliche Pechmaske, o, das häßliche, abscheuliche, schreckliche Zimmer! — Komm, komm, komm! . .“

Die Seide ihres Kleides rauschte nicht mehr in dem Zimmer und der Tritt des Alten dröhnte nicht mehr auf den wurmstichigen

Parquetten. Aber die vergessene Lampe flackerte noch immer auf dem Schreibtische und warf blutige Lichter auf die seltsamen Gegenstände der nächsten Wände. Sie beleuchtete die spinnwebenbedeckte Thür, welche in Nitschinka's und von da in Anita's Zimmer führte; sie schrieb mit ihren blutigen Lettern eine Sage von Tod und Verderben auf die alte Thür, eine nutzlose Sage, denn es war Niemand da in dem verlassenen Zimmer, der ihre stumme Sprache verstanden hätte.

Aber die Winkel der Fensterbank beleuchtete sie nicht; und doch lebte dort Etwas . . . ein seltsames, gestaltloses Ding, welches sich jetzt träge erhob, und die entsetzte Flamme des Lichtes tanzte über das bärtige Gesicht Kaluga's; der Sklave näherte sich der verschlossenen Thür, auf welcher noch immer die feurige Schrift hin und her huschte, und versuchte den Schlüssel; er ging schwer und kreischend, und die Thüre knarrte, wie er sie öffnete, und Kalk und Lehm bröckelte auf den Boden nieder und staubte in die Luft. Er schloß sie wieder und öffnete sie abermals. Diesmal war der Rost verstaubt, und die Thür ging geräuschlos in ihren Angeln.

Aber er schloß sie wieder.

14. Kapitel.

Die Pech-Maske.

Anita saß in ihrem Schlafgemach, den letzten Brief ihres Bräutigams in der ruhigen Hand, die blauen Augen auf die krausen Zeilen gerichtet. Es war nicht mehr das capriciöse Aprilwetter-sinnen des jungen Mädchens, es war das schwermüthige sehnsüchtige Nachdenken des zur Liebe gereiften Weibes; sie besaß nicht mehr die transparenten Elfenglieder der jeune fille, es waren die vollen Umrisse der reifen Frucht, der vollerblühten, auf Liebe harrenden Rose.

O wie bist Du schön, Anittiola! O wie liebte Dich meine Seele, wie verlangte ich nach Dir, wie umschwebte Dich der unfühlbare Hauch mit Sehnen, und es gab keine Hoffnung für mich, keine, nicht einmal in Deiner Erinnerung; Anita, dachte-st Du noch an mich? Hör' mich, Anita!..

Jetzt pochte man leise von Nitschinka's Zimmer aus an die Thür. Anita fuhr auf und lauschte. Das Pochen wiederholte sich. „Wer ist da?"

„Ich bin's, Anita; Herzblättchen ist's. Wenn Du noch nicht schläfst, so öffne, meine liebe, liebe Anita! Ja?"

Und Herzliebchen trippelte in ihrem weißen luftigen Negligé herein und schmeichelte an Anita's Hals. „Was hast Du gemacht?"

„Ich lese."

„Einen Brief vom Sigmund, wie gewöhnlich? Du liebst ihn wohl recht heiß, Anita?"

„Nitschinka!"

„Oh! ich, ich sage Alles rund heraus. Ich möchte ihn nicht zum Ehemann haben, basta! Aber Du? Du denkst darüber natürlich anders."

Anita lächelte.

„Aha! Seht doch die Dame, welche verliebt ist bis über beide Ohren. Eh bien! Ich mach' es auch nicht anders . . .

„Du, Nitschinka?" lachte Anita.

„Ja," sagte Herzblättchen mit der vollkommensten Ruhe. „Ich liebe mit Leidenschaft, wahnsinnig."

„Und darf man fragen wen?"

„Das weiß ich nicht — aber gewiß ist nur, daß ich Jemanden liebe. Wen könnte ich wohl lieben? Wer mag es sein? Das frage ich mich oft. Aber ich habe ein Ideal von einem jungen Manne im Kopf. Er ist groß, schön, schlank, sehr geistreich, und dann immer beschäftigt."

„Beschäftigt!"

„Damit beschäftigt, mich anzustarren . . . ohne an's Essen oder Schlafen zu denken. Ha, ha, ha! der hübsche Ehemann!

Das wird prächtig sein, nicht? A propos vom Schlafen, ich möchte Dich gern um Etwas bitten, Anita."

„Sprich, Herzblättchen, sprich!"

„Dein Zimmer ist viel gemüthlicher als das meinige ... Willst Du, daß ich hier bei Dir bleibe?"

„Sprichst Du im Ernst?"

„Ganz im Ernst."

„Thue, wie es Dir gefällt, Herzblättchen."

„Du wirst aber nicht böse sein?"

„Kind!"

Und Herzblättchen nahm auf dem Bette Platz und richtete sich zurecht, und jubelte: „Wie gut wird sich's da liegen ... Dank, Dank, Anita ... Gute Nacht, Anita — Anita, willst Du mich nicht küssen?"

„Gute Nacht, Nitschinka ..."

„O mein Gott! .." rief Herzblättchen, indem sie sich jäh aufrichtete.

„Was hast Du, Kind?"

„Anita, glaube mir, oder glaube mir nicht ..." rief das Mädchen ernst und verwirrt „aber ich werde nicht schlafen können; ich fühle es, ich werde heut nicht schlafen können ..."

„Du bist so aufgeregt; beruhige Dich doch!"

„Spotte mich nicht aus, aber ich habe Lust zu weinen."

„Weinen, Herzblättchen? Und warum?"

„Anita, willst Du wissen, warum ich nicht mehr in meinem Bette drüben zu schlafen wage?"

„Wegen irgend einer Grille . . . Nun, erzähle, böses Mädchen.“

„Oh! lache nicht, lache nicht, es ist sehr ernst! Und mein Herz ist wie zusammengeschnürt . . . Denke Dir, Anita, daß mir nun schon seit drei Nächten träumt, Jemand komme auf mein Bett zu, und . . . und . . . ich habe dann keinen Athem, ich ersticke . .“ Herzblättchen fing zu weinen an und schlang ihre Arme um Anita's Hals. „Ach wenn ich sterben sollte!“

„Sterben!“ rief Anita bewegt. „Weißt Du auch, daß das recht häßlich von Dir ist, mir solche Furcht einzujagen? Und für Nichts? Denn das sind ja lauter Kindereien, Herzblättchen!“

„Ja, vielleicht. Nun ich will trachten, Alles zu vergessen. Ich will an gar nichts mehr denken. Du bleibst da, nicht wahr?

„Mademoiselle Nitschinka, ich werde bleiben, wenn Sie hübsch vernünftig sein wollen! . .“ und mit einem zärtlichen Kusse fügte sie hinzu: „Herzblättchen, mein geliebtes Mädchen, schlafe ruhig; ich bin bei Dir.“

„Dank, Anita,“ flüsterte Nitschinka im Halbschlafe und mit geschlossenen Augen. „Nenne mich kleine Schwester.“

„Schlafe ruhig, kleine Schwester.“

„Ach!“ murmelte die Entschlummernde, „wie hübsch das klingt, was Du jetzt gesagt hast . . . Schlafe . . . ruhig, kleine Schwester . . . Wenn ich einmal todt bin . . . will ich, daß man das auf mein . . Lieber Himmelvater, ich empfehle mich Deinem . .“

Anita erhob sich vom Bette. „Sie schläft, die arme Kleine. Fürchte Dich nicht, ich bleibe bei Dir . . .“

Der Mond stieg draußen zwischen den zerrissenen Wolken

hervor und glänzte minutenlang durch das Sturmgeheul und das wüthende Tosen des Schnees. Eine Scheibe zerklirrte irgendwo an der Schloßfronte und in der Vorhalle draußen wimmerte der gefangene Zugwind und wollte zu seinem freien Bruder hinaus. Anita verlöschte das Licht und kniecte an dem Betpulte nieder und betete. Das Zimmer war jetzt ganz dunkel und nur dann und wann blitzte ein Mondstrahl durch die Scheiben und sprühte ein Funken aus den erlöschenden Kohlen auf.

Ein leises, fast unhörbares Zischen tönte jetzt von Nitschinka's Schlafzimmer her. Kroch Etwas wie ein wildes Thier auf dem Boden weiter, und wendete es sich nach dem Bette Anita's? Kein Licht, kein Strahl, kein Funken fiel auf den Boden. Richtete sich das schwarze Etwas vor dem Bette auf und drückte es ein schwarzes, unförmliches Ding auf das Gesicht des schlafenden Herzblättchen, welches einen dumpfen Schrei ausstieß?

Erkannte Anita beim Zersprühen des letzten Funkens die schreckliche Gewißheit? Nein. Denn der Schrecken hatte ihr Herz zu Eis erstarrt und ihr Kopf sank lautlos auf den Betschemel zurück. Sie war ohnmächtig geworden.

Die zweite oder dritte Morgenstunde brachte eine trübe Dämmerung in den Hof des Steppenschlosses, in welchem träge, schläfrige Sklaven am Brunnen für die Pferde Wasser schöpften. Und er brachte eine trübe Dämmerung in das Schlafgemach des

alten Muruagnin, welcher völlig angekleidet an dem kalten, schwarzen, ausgebrannten Kamine saß.

„Was habe ich nur?“ — fröstelte der alte Mann — „Gewissensbisse? Bah! Mein Kind, meine Nitschinka ist jetzt reich. Furcht? Vor wem? Wer wird in diese Einsamkeit, in diese Oede ein spähendes Auge bringen? Sigmund ist von ihrem Unwohlsein benachrichtigt, und der todte Körper trägt keine Spur von Gewalt. Er liebt sie so sehr, daß er sie beweinen wird sein Leben lang. Und die Sklaven des Schlosses dienen und gehorchen mir, und nicht dem grimassirenden Stutzer. Und Kaluga kehrt noch heute in seine Berge zurück. Fort mit ihm! — Es war die höchste Zeit. Und es ist geglückt. Was habe ich also? Ich möchte Nitschinka sehen. Es wäre mir besser, wenn ich Nitschinka sähe, glaube ich. Aber ich will sie nicht wecken. Sie würde zu Anita gehn, und ich will dem Geschrei so lange als möglich entgehn. Wenn nur dieser eine Tag schon vorüber wäre. Nur dieser eine Tag!“ —

Die Pferde wieherten fröstelnd in den Ställen, die Hofhunde gähnten in dem nassen, eiskalten Stroh ihrer Hütten, die Mägde zündeten in der Gesindestube Feuer an, und die Knechte aßen in der Küche oder auf den Treppenabsätzen kalte Manediga mit schwarzem Haidebrod.

Viele dämmerige Morgenstunden waren seit der Morgenstunde über dem Schlosse erwacht, wo Sigmund auf dem schnellen Schimmel hinter dem Kreuze von Krestowaz verschwunden war. Manche Nacht hatten die Raben die eisbedeckten Bäume des Parks umkreist und ihr jammerndes Krächzen hatte ein einsames, hallen-

des Echo geweckt in den verwitterten Fensterhöhlen. Und dieser neue Morgen brachte wieder Geklingel und gedämpftes Pferdegetrapp auf dem jungfräulich weißen, unbetretenen Schneewege, und das Thor öffnete sich knarrend vor dem Herrn und Sigmund war wieder zu Hause. Der Alte hatte ihn von dem Fenster des Schlafzimmers aus auf dem Wege einhertraben sehn, und war in dem Maße, als das Pferd sich näherte, bleicher und bleicher geworden. Er zitterte wie im Fieberfroste, und mußte sich an den grünen Vorhang halten, um nicht zu fallen. Aber er raffte sich auf und wankte nach der Thür. Er stieg eilends die noch halbdunkle Treppe hinab und betrat den dämmerigen Speisesaal des Erdgeschosses, und empfing dort seinen Sohn, der eben die Treppe hinaufsteigen wollte.

Sigmund reichte seinem Vater die Hand, befahl den Muschiks seinen Mantelsack in sein Zimmer hinaufzutragen, warf den schneestarrenden Mantel ab und schnallte seinen Gürtel bequemer. Während eine verschlafene Magd in dem großen Kamine Feuer anblies und dicke Rauchwolken in's Zimmer sandte, und andere Mägde in der Küche schreiend und sich tummelnd ein Frühstück bereiteten, fragte Sigmund nach seiner Braut.

„Sie schläft noch. Sie schläft noch, ebenso Nitschinka;“ — sagte der Alte freundlicher als je, aber mit seltsam stickender, unsicherer Stimme.

„Aber sie ist wohl auf?“ — fragte Sigmund, indem er sich wärmte.

„Nein . . . nein. Gestern Abend war sie wieder sehr un-

wohl. Wir lassen sie deshalb gerne schlafen. Aber Du bringst die Einwilligung? Das wird sie wieder gesund machen. Ganz gesund." —

„Ja. Alles ist zu Ende . . ."

Der Alte fuhr zusammen. „Was willst Du damit sagen?" —

Sigmund schaute ihn halb erstaunt an. „Daß der Czaar freundlicher und gnädiger war als je, und daß er mir aufgetragen hat, diesen Winter mit meiner jungen Frau in Petersburg zuzubringen." —

„Ah, ah so . . ."

„Was?" —

„Nichts. Du bist ganz durchfroren. Dein Zimmer wird nun wohl schon durchwärmt sein. Du mußt hinauf und Dich umkleiden. Vielleicht zu Bett legen, Sigmund." —

„Nicht doch. Ich möchte hier warten bis Anita erwacht. Ich werde der Praschka auftragen, ihr meine Ankunft zu melden, sobald sie aufsteht. Praschka!" —

„Laß, laß, das ist nicht nöthig — sie — sie wird's wohl ohnedies thun . . ."

Aber anstatt Praschka erschien ein wildes, todtenbleiches Gesicht in der Thür des Saales, und der alte Graf fuhr erschreckt auf. „Kaluga, was willst Du hier?" —

„Kaluga! hast Du einen Geist gesehn?" —

„Hinaus mit Dir!" —

Der Sklave sah aus, als ob er aus dem Grabe aufgestiegen wäre; seine Augen waren weit aus dem Kopfe gequollen und

sein bebender Mund konnte nur unartikulirte Laute von sich geben. Er hatte seine Hände zitternd nach dem alten Grafen ausgestreckt und taumelte wie ein Betrunkener im Saale umher. „Pan! Pan!“ —

„Der alte Narr ist betrunken!“ — brüllte Muruagnin, indem er sich mit geballten Händen schwerfällig erhob. „Hinaus mit Dir! . .“

„Der Mann ist nicht betrunken, Vater,“ — sagte Sigmund, indem er auf den Alten zuging. „Was hast Du, Hund? Willst Du wohl reden?“ —

„Herr, Herr, geht hinaus, da ist Etwas Schreckliches — ein Geist, ein Gespenst ist mir auf der Treppe erschienen . . . Ich habe eine Todte lebendig gesehn — oh! oh! Heilige Mutter Gottes, habe Erbarmen mit mir! . .“

„Eine Todte? Bist Du wahnsinnig geworden, oder wirklich betrunken?“ rief Sigmund, indem er den Entsetzten rüttelte.

„Ein Narr ist er!“ schrie Muruagnin, indem er wuthschnaubend aufsprang und seinen Stock schwang. „Ein verfluchter Narr ist er, dem ich den Hirnschädel einschlage, wenn er sich nicht auf der Stelle packt! . . Wer spricht hier von Tod? Wollt ihr den Tod ins Haus rufen? Fort, Bestie, und daß ich Dich nicht wiedersehe, bis Du nüchtern bist!“

Der Sklave war in die Knie gesunken, unbekümmert um den drohenden Stock, und sich bekreuzigend. Der starke Arm des Prinzen hielt den alten Grafen zurück. „Dieser Mann ist nicht betrunken,“ schrie Sigmund todtenbleich werdend, „laß uns ihn

befragen, Vater, es ist mir, als sollte ich etwas Schreckliches erfahren ... Anita ist krank, und dieser Mann spricht von einer Todten ... Vater, Vater, Anita ist todt, und Du verschweigst es mir!!“

„Nein!“ stöhnte Muruagnin, indem er sich zu fassen suchte. „Ich weiß nichts, ich weiß nichts; es ist Niemand todt, soviel ich weiß, Niemand. Frage nur da Deine Schwester, da kommt sie eben ...“

Der Sklave sprang kreischend auf, als er gleich den Uebrigen das Rauschen eines Kleides hörte, und schoß wie von Furien gepeitscht in die fernste Ecke des Saales. „Das Gespenst kommt!“ brüllte er, „das Gespenst! Heilige Mutter Gottes, oh! Da! Da! ..“

Und ein zweiter schrecklicher Schrei antwortete auf den Schrei des Mörders; Muruagnin stürzte athemlos, nach Luft schnappend, wankend, mit weitaufgerissenen Augen und lechzendem Munde auf Anita zu, welche blaß und zitternd in der Thür erschien und in Sigmunds Arme flüchtete. „Ah!“ schrie er. „Aber dann — dann ist ja die Andere ... die Andere ...“

„Die Andere!“ stöhnte Anita, „gehen Sie hinauf und schauen Sie —“

Muruagnin flog trotz seines Alters wie ein Blitz hinaus und Sigmund schaute verwirrt und erschreckt und athemlos auf seine Braut — aber nicht mehr so entsetzt wie vor fünf Minuten, denn er hielt sein Alles in seinen Armen — bebend, geschützt, fortan unzertrennlich von ihm. „Anita, Anittiola, erkläre mir diese

Räthsel, seid ihr denn alle toll geworden hier? Was ist geschehn? . .“

„Oh!“ ächzte sie, indem sie ihr blondes Haupt an seiner Brust barg, „oh es ist schrecklich! und ich wäre wahnsinnig geworden, wenn ich nicht das Bewußtsein verloren hätte — diese Nacht . . . Ich hörte nur den erstickten Schrei Nitschinka's, die sich unter den Händen des Mörders in den Convulsionen des Todeskampfes wand . . .

„Nitschinka!?“ schrie Sigmund.

„Nitschinka,“ schauerte sie. „Begreifst Du nicht, Sigmund, daß man mich tödten wollte, mich, und daß diejenige, die man an meiner Statt getödtet hat mit dieser fürchterlichen Larve . . .“

„Mein Kind!“ brüllte Muruagnin, der halb laufend, halb taumelnd die Treppe herunterkam. Mein Kind, mein . . . hahaha! . .“

Ein lautes, gellendes Gelächter entwand sich der Brust des Vaters.

„Was hast Du mit meiner Schwester gethan?“ rief Sigmund mit klingender Stimme, indem er dem Alten wie ein Richter entgegentrat. „Wo ist Nitschinka, Herr Graf von Muruagnin?“

„Nitschinka! ich . . . ich habe — habe sie umgebracht! . . Ha, ha, ha! . .“

„So sei verfl . . .“

Aber eine höhere Hand hatte den Fluch des Sohnes erfüllt,

ehe er die Lippen befleckte, die ihn aussprechen wollten. Der Graf war schwer nach rückwärts gefallen. Todt.

Es war ein reiner, klarer Wintertag. Das monotone Grau des Himmels hatte einem bleifarbigen Aether Platz gemacht, in dessen Mitte eine rothe, strahlenlose Sonne glühte.

Prinz Sigmund Sergeiewitsch Tolstoi war ein schöner Mann, wie er an das Kamin gelehnt vor Anita stand, und ihre Hand in seinen beiden Händen hielt.

„Es ist keine Zeit, um von Liebe und Hochzeit und Glück zu sprechen, Anita. Gottes Hand ruht schwer auf meiner Familie, und wir Beide sind in Trauer und Entsetzen. Und ich würde Dir nicht davon sprechen, wenn ich nicht müßte. Wir können nicht länger in diesem verfluchten Hause bleiben, welches fortan dem Verfall geweiht sein soll. Der Sturm mag die Mauern niederreißen, und die Schatten der Nacht sollen die einzigen Bewohner dieser Zimmer sein, die ein so entsetzliches Verbrechen und eine so schreckliche Strafe gesehen haben; aber Du stehst allein, und es wäre nicht passend, wenn ich mit Dir nach Petersburg ginge und an Deiner Seite die Zeit der Trauer verstreichen ließe ohne ein Recht zu haben, Dich zu schützen. Meine Gattin, die Frau, die meinen Namen führen wird, muß rein sein selbst von jedem unbegründeten Verdachte. Also, Anita, willst Du morgen mit mir nach Krestowaz hinüberfahren, allein, ohne Prunk, ohne Vorbereitung, damit uns der Priester verbinde, und damit

ich ein Recht habe, Dir mein Leben zu weihen, Du Einsame, Du Arme?“

Sie schaute nicht auf, aber ihre Hände lagen in den seinigen. „Sigmund, seit ich Deine Braut bin, habe ich auf ein Wort von Dir geharrt, wie eine Verdammte auf das Wort der Gnade. Du hast es nicht gesprochen. Und jetzt, wo die Zeit gekommen ist, daß wir vereint werden sollen für's Leben, jetzt ist es mir, als thäte ich ein Unrecht, wenn ich Dich an mich kette, als thäte ich Unrecht, wenn ich Dein werde. Du hast mich lieb, und Du hast meinetwegen Alles verlassen was Dir sonst Gewohnheit war und Freude machte: Deine Vergnügungen, Deine Passionen, Deine wilden Jugendsünden. Du hast mir Deinen Namen, Deinen Reichthum, Deine Zukunft zu Füßen gelegt und willst die arme Waise zu Deiner Gattin machen. Das Alles sind wohl sprechende, unwiderlegliche, unabweisbare und tröstende Beweise Deiner Liebe zu mir, und ich sollte das dankbar anerkennen und mit diesem reichen Schatze Deiner Neigung zufrieden sein. Und schau, Sigmund, doch bin ich es nicht. Mein Sinn ist getröstet und stolz und glücklich in Deiner Liebe, aber mein Herz ist es nicht.“ Sie schaute jetzt auf, und ihr Blick war hell und fest geworden und sie erhob sich. „Ehe Du mich bei meiner Mutter begehrtest, hast Du mir Deine Neigung durch tausend Zeichen, durch tausend Opfer gezeigt, aber Du hast nie die einfachen Worte gesagt: Anita, ich liebe Dich. Und seit ich Deine Braut bin, hast Du mich nicht verlassen, Dein Schatten war der meinige, Dein Auge ruhte in dem meinigen, jeder Deiner Blicke, jeder Druck Deiner

warmen, bebenden Hand sagte mir von Deiner tiefen Neigung, aber Du hast nie Deine Lippen im unaussprechlichen Drange auf die meinigen gedrückt, Du hast mich nie an's Herz gepreßt in einer Stunde des seligen Selbstvergessens, Du hast mir nie mit Deiner klingenden Stimme gesagt: Anita, ich möchte sterben für Dich! — Es ist seltsam, daß ich Dir dies Alles sage; es ist seltsam, daß ich alle weibliche Zurückhaltung verläugne, um Dir die Angst und das Sehnen meines Herzens zu klagen, aber ich kann nicht anders, jetzt, wo wir für's Leben mit einander vereint werden sollen! Um Deinetwillen kann ich's nicht, Sigmund, denn ich muß fürchten, daß Du mich nicht so liebst, daß diese Liebe dem Alter und der Einsamkeit werde widerstehn können ... daß sie durch ein ganzes Leben dauern könne; ich muß fürchten, daß Du mich satt bekommst und daß Du mich hassen lernen wirst; die Vernachläßigung von Dir wäre mein Tod, Sigmund! Und darum frage ich Dich noch einmal, Du Kalter, Du Ehrerbietiger, liebst Du mich aus Liebe, liebst Du mich mit Deinem ganzen Herzen und von ganzer Seele?"

Etwas wie Freude blitzte aus seinen Augen, wie er sie näher an sich zog. O er war schön. Sein knappes rothsammetnes moldauisches Gewand schien nach dem Modell seines aristokratischen Körpers gegossen worden zu sein. Seine Gesichtsfarbe war die braune Bronzefarbe der Tartaren. Sein Lächeln war das eines jungen Mädchens. Sein kohlschwarzes, röthlich glänzendes Haar fiel in feuchten Locken um sein edles griechisches Gesicht, und seine

Augen glühten wie Kohlen — Flammen und Nacht in einem Chaos.

„Anita," sagte er mit freudezitternder Stimme — nicht mehr französisch, sondern in Toscana's süßer Sprache: „Anittiola, als ich Dich kennen lernte, lebte Dein Bräutigam noch. Als ich Dich dann lieben lernte, warst Du eine in Trauer versenkte Braut, die Nichts von dem Andenken an den Geliebten ihrer Seele trennen konnte, die nichts aus ihrem ergebenen stillen Schmerze reißen konnte. Dein Herz war für mich verloren, Deine Seele war mit ihm zu Grabe gegangen, auch wenn Dein Leib mir gehören sollte. Wenn ich es dann wagte, Dir meine Hand anzubieten, so geschah es ohne Hoffnung auf Deine Gegenliebe, nur in der uneigennützigen Tiefe meiner Leidenschaft, um Dir ein Schutz und ein Hort und eine Stütze zu sein auf Deinem immer einsamer werdenden Lebenspfade. Mein ganzes Sein war Liebe für Dich . . . aber konnte ich je hoffen, daß Du ihn vergessen solltest? Daß Du meine Hand annahmst, war ein Zeichen Deiner Freundschaft, vielleicht Deiner . . . Schutzlosigkeit, Deines Vertrauens. Du sahst, wie lieb ich Dich hatte, und vertrautest mir. Aber selbst nach dieser Zeit wagte ich es nie, Dir von meiner heißen Neigung zu sprechen — ich fürchtete, ein solches Wort, welches Dich in der Trauer um Deinen Geliebten verletzen könnte, würde Dich von mir trennen. Aber jetzt, wo Du so herzliche Worte zu mir sprachst, Anittiola, jetzt erfüllt eine unaussprechliche Hoffnung mein noch so junges Herz — Anita, denk, daß ein Wort von Dir mich zum glücklichsten Menschen machen kann. Anita, ich habe

mich begnügt, Dein Diener, Dein Schützer zu sein ohne Lohn, ohne Gegenliebe — Anita, habe Mitleid mit mir und sage mir, was ich kaum zu hoffen wage? . .“

Sie lächelte selig — zum erstenmale seit damals, wo seine Lippen die ihrigen berührt hatten an jenem Abende in Paris, zum erstenmale stieg ein erleichternder Seufzer auf aus ihrer gepreßten Brust, und sie schlang ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn. „Sigmund, Geliebter! Wenn ich schwieg und das Geheimniß meines Herzens in mir vergrub, so geschah es, weil das schüchterne, zagende Mädchen nicht gestehen konnte, daß sie all ihre Schwüre vergessen habe um Deinetwillen! O wie habe ich auf ein wildes, ungestümes Wort von Dir geharrt, um mich an Deine Brust zu werfen und Dir zu gestehen, daß jener wesenlose Schatten eines Verstorbenen mir nichts mehr war, nichts mehr, nicht einmal eine Erinnerung! Daß ich Dir lebte, wie ich nie einem Andern gelebt habe, und daß ich die wahre Liebe, die Liebe vom Weib zum Manne erst kenne, seit ich Dich kenne, Geliebter! — Sigmund, erinnerst Du Dich noch jenes Tages in Neapel, wo Du uns in der Toledostraße trafst?“

„Ja, Anita.“ —

„Damals lebte Giulio noch und ich war seine Braut?“ —

„Ja, Anita.“

„Nun denn, seit jenem ersten Augenblicke, wo ich noch die Braut eines Andern war, wo jener Todte, den Du für Deinen Nebenbuhler hältst, noch nicht todt war, seit jenem Augenblicke, Sigmund, wo Dein Blick zum erstenmale den meinigen traf und

wo Deine Stimme zum erstenmale in meinem Herzen ein Echo fand, habe ich Dich geliebt mit allen meinen Sinnen, Dich allein!!!—

Meine Seele — meine Seele, die seit einem Jahre keine andre Heimath gekannt hatte als den Kreis, in welchem sie athmete; meine Seele, welche wie kühlender Thau auf ihren Lippen geruht hatte, seit sie ein körperloser Hauch geworden war, meine Seele floh mit einem Schrei des namenlosesten Jammers, der aber auch nur ein Hauch war für das Ohr der Menschen, aus der Nähe der Treulosen! . . . In einer Sekunde durchraste ich Aeonen von Welten . . .

Oh! unsterblich sein, und die ganze Seele ein unsterblicher, hoffnungsloser Schmerz . . .

Aber mit dem Momente der Verzweiflung war zugleich der Moment der Hoffnung geboren.

Hatte ich nicht gebüßt durch alle Leiden, die je eine liebende Seele gemartert hatten? Konnte ich nicht, so entsühnt, zum Throne des allgütigen Gottes dringen und ihn anflehen, meine leichtsinnige Schuld zu verzeihen und meiner Seele einen neuen Körper zu geben — mich wiederzuschaffen in einer Gestalt, welche Anita mehr lieben müsse, als sie mich je geliebt hatte . . .

O die Hoffnung lebt auf dem Boden der bittersten Verzweiflung und wächst mit Gedankenschnelle zu einer Welt von Trost und Glück, und sie trug mich auf ihren Aetherschwingen durch den Raum, und ich suchte den Weg zu Gott.

---

15. Kapitel.

Die Geister der Natur.

Ich schwang mich auf in das Reich der herumirrenden, körperlosen Seelen, die durch einen unnatürlichen Tod vor der Zeit ihren Leib verloren hatten, und die, wie ich, erst zu der Stunde, wo ihr natürlicher Körpertod eingetreten wäre, eine neue Gestalt bekommen sollten. Es war ein leerer Raum ohne Temperatur, ohne Farbe, ohne Wesenheit, angefüllt mit grauen, fetzenartigen Dingen, die bei näherer Besichtigung menschliche Züge zeigten, aber ohne Ausdruck, ohne Sprache, ohne (jenes zitternde Flattern ausgenommen) Bewegung waren.

Bei Tage waren sie in dieser Heimath, Nachts waren sie verdammt die Stätte zu besuchen, wo sie ermordet oder gerichtet worden waren; abgelegene Gestrüppe einsamer Wälder, Gewölbe unter heimlichen Fallthüren. Galgenstätten, Rabensteine. Und so lange sie um den Mordplatz irrten, fühlten sie genau den Schmerz, den sie im Augenblicke jenes grausamen Todes empfanden — die Gehängten erstickten unter dem Drucke der Schlinge, die Gemordeten fühlten den kalten Schlag der Hacke, die ihnen die Stirn

spaltete, und die namenlose Qual, welche die substanzlosen Seelen auf einen Moment mit dem Schmerze der Materie erfüllte, gab ihnen auch die Stimme wieder — und das Stöhnen ruheloser Geister ist grauenhaft zu hören.

Ich schwang mich auf durch diese webenden, widerwilligen Schaaren. Bald athmete ich leichter. Heller wurde der Raum, freier der Weg — da war wieder Farbe, da waren wieder Gestalten. Ich kam in das Reich der Naturgeister. In Sausen und lustigem Jubel äußerte sich das Leben des Windgeistes. Wirbel um Wirbel drehte sich um die bereifte Gestalt des Greises, und sein frischer Athem war das Brüllen des Nordwindes, während der feuchte warme Wind des Südens die Eisperle in seinen weißen Haaren schmelzte und dieselben glättete. In Wogen und Gurgeln äußerte sich der Geist des Wassers: ein schönes Weib mit grünen Weidenhaaren, das in Schleier von blitzenden Stoffen gehüllt, die üppigsten Formen errathen ließ und dennoch ungreifbar blieb, und in Dunst zerrann, sobald man sich ihr näherte.

Ein schwarzer gestaltloser Blitz fuhr auf Augenblicke über Alles hin — das war der Geist der Finsterniß.

Lichte Regenbogen breiteten sich über klare grüne Hügel und über einen krystallnen Wasserfall. Dieser Wasserfall war aber eigentlich der wehende Schleier einer göttlichen Jungfrau, die von der rothen Morgensonne beschienen, auf dem Moose eines Felsens ruhte und zwischen ihren rosigen Fingern duftende Kräuter und Blumen zerdrückte, deren dicker goldener Saft, ein wohlthätiger

Honigseim, tropfenweise auf die Erde fiel . . . heilend und Genesung bringend. Das war der Geist der Natur.

Ich neigte mich vor diesem schönen Geiste und flehte: „Göttliche, Gottgeborne, zeige mir den Weg zum Herrn! Du, Sein schönstes Werk, kennst die Stätte wo Er weilt. Dein Auge sieht Ihn, denn es ist Sein Lächeln, welches Dich glänzen und blühen macht. Du ewiges und unveränderliches Band zwischen dem schwachen Menschen und dem allstarken Gotte, leite mich zu Ihm! Gieb mir Hülfe.“ —

Ohne das Auge nach mir zu wenden, sprach der Geist im Murmeln des Wassers und in dem Leuchten des Regenbogens unaussprechliche Worte zu mir, deren Sinn war: „Ich habe die Macht nicht, Deine Seele in die Nähe des Herrn zu führen. Du hast einen weiten Weg vor Dir und Du mußt leiden und schauen, ehe Du rein genug bist für den Anblick des Allmächtigen. Versenke Dich in's Meer und erwarte die Mitternacht. Die wird Dich als leichten Thau zu den Gestirnen ziehen. Dort suche den Stern, der Deinem Leben strahlt, Deinen Stern . . . und der Stimme folge, welche Du da vernimmst.“ —

Ihr Antlitz hatte sich geändert, während sie sprach. Es war blasser, undeutlicher geworden. Das Rauschen des Falles hatte aufgehört, die Farben des Regenbogens hatten sich in eintöniges Grau verwandelt. Nur die rothe Sonne strahlte noch fort — aber röther, strahlenloser, wie Blut, und wie ich mich aufrichtete, blendeten tausend Farbenblitze mein Auge: Die Göttin war zu einer riesigen Statue von Eis geworden. Es war dieselbe Form,

aber starrer, durchsichtiger, — farblos und farbenprächtig zugleich. Der Grundteint schien gräulich, aber Millionen Farben sprühten aus dieser Farbe wie aus einem großen Brillantenblock; diese Blitze hüllten mich ein, wie ein funkelndes, kaltes, webendes Netz, und ich verlor die Besinnung, ich fühlte nur wie ich versank, versank, mit Blitzesschnelle, immer tiefer und tiefer . . .

Als das Tönen und Klingen des Fluges aufhörte, fand ich mich auf weichen Purpurtüchern. Keine Luft und kein Aether umgaben mich, sondern eine feste und doch durchsichtige Masse. Wasser. Ich befand mich auf dem Grunde des Meeres.

Was für ein seltsames Leben um mich. Weiße Muscheln wie Todtenbeine herumgesäet und aus jeder Muschel schaute ein neugieriges Auge. Riesige Wälder von blutrothen Korallenbäumen bewegten sich nach dem Schwanken des Wassers, und glänzende Perlen hingen an den Zweigen, und zersprühten bei jeder neuen Welle in Schaum. Seltsam geformte Meerthiere, hundertarmige Polypen, silberne Fische, die bei jeder Bewegung blaue Funken von sich sprühten, Thiere, die nur aus einem breiten Gesichte bestanden, wimmelten zwischen tausendjährigen perlenbesäeten Menschenknochen und Trümmern herum: hier war der König Egyptens mit seinen Sklaven versunken und an sein goldenes Diadem hatten sich schwarze Polypen festgesetzt und es war überwuchert von eklem Schlamm. Röthlich strahlte jetzt hier unten das Wasser, in welchem sich hoch, hoch oben die blutrothe Abendsonne spiegelte — Alles, Thiere und Pflanzen und Trümmer blühten wie die frischesten Rosenblätter, und meine Seele sah ihr

Spiegelbild in der nächsthöheren Welle, wunderbar schön in der rosigen Hülle. Jetzt ertönte ein tiefer Klang herab bis zu mir — der Koloß des Memnon hatte sein Abendlied gesungen, und die Wasser zitterten bis auf den Grund.

Und fröstelten, und wirbelten auf, und der Schein verschwand, und die Wellen wurden eisig kalt und grün, tiefgrün, endlich schwarz: Nacht.

O Nacht! Nacht auf dem Grunde des Meeres; nichts als ekle, kalte, feuchte Quabben und Schlangen und Unthiere . . . dreimal entsetzlicher und ekelhafter, wenn eine Woge den Blitz eines einsamen Sternes herunterführte, das fressende, gierige Gewürm beleuchtend. Aber wie die Nacht vorschritt, fühlte ich ein Heben und Weben um mich her, das fluthende Wasser kräuselte sich perlend und hob sich und hob mich — nach oben.

Leichter Schaum entstieg der Oberfläche des Meeres und verdunstete in der drückenden Luft, und auf einem zersprühenden Dunstbläschen jagte ich hinauf durch den blendenden Silberhof des Mondes hindurch in die siderische Sphäre. Der Mond blieb schon weit hinter mir. Er war nur noch eine schwarze wirbelnde Kugel in dem blauen Aether. Jetzt verschwand er zwischen nassen, schlappen Wolken, die rauschend nach Osten strömten: weißlich, sickernd, wässrig, und dennoch dicht zum Zerschneiden, waren sie eine feste Masse, die ein Geräusch machte wie das zersprühte Wasser einer Mühle. Auch diese Wolken blieben hinter mir, und ich kam jetzt in ein dichtes undurchdringliches Schwarz.

Schwarz unter mir, über mir, neben mir, und unten, tief

unten die weißlichen Schatten der Wolken, die jetzt auch nach und nach verschwanden ... überall Finsterniß, grauenhafte Finsterniß.

Ein namenloses Entsetzen erfaßte mich in diesem einsamen Dunkel — ein Entsetzen, welches sich vermehrte, als gräuliche Erscheinungen an mich herangerollt kamen: die Sterne —

Jeder Stern eine unübersehbare Welt, aber nicht glänzend und leuchtend, so wie wir sie auf Erden sehen, sondern riesige rauchende Aschenhaufen, in deren Centrum tausendjähriges Feuer loderte, welches die Asche im Laufe der Jahrtausende zur Lava verdickte. Künftige Welten, deren Zeitrechnung beginnen wird, sobald unsre Erde ihre Aufgabe vollbracht hat.

Ein Vorrath von Welten, von denen jede Jahrtausende währen wird, bis, nach Aeonen der Zeit, der jüngste Tag des Universums heranbricht, und das Nichts beginnt.

Es giebt Seelen, die in ihrem stolzen Hochmuth sagen: die Seele ist unsterblich! Was bist Du, daß Du Unsterblichkeit verdienst? Die Seele dauert, so lange das Universum dauert, so lange es menschliche Körper giebt, für die eine Seele nothwendig ist. Das endliche Chaos hebt Lohn und Strafe und das Seelenleben auf.

Jetzt erblickte ich meinen Stern, den Stern Aïssa ... es war keine siderische Welt mehr, sondern ein formloser Feuerball, in sich selbst verfallen; ein Klumpen, halb Asche, halb Lava, eine zerstörte, verfluchte Welt, die sich vernichtet und zwecklos im Raume fortwälzte, bis sie zerfiel. In der Lava dieses Gestirns waren seltsame Charaktere eingegraben, die mein Schicksal seit

undenklichen Zeiten erzählten und all die Gestalten nannten, die ich getragen hatte, seit Gott gesagt hatte: „Ihr sollt euch mehren wie der Sand im Meere.“ — Ich las sie nicht, die Geschichten voll Sünden und Verbrechen, die da in glühenden Grund geätzt waren; aber wie mein Flug die Asche fächelte, wirbelte sie auf und wirbelte über die Schrift hin, und neue Flammenzüge zeigten mir den Weg zu Gott.

Es war kein Dröhnen und kein Aechzen in dieser Sphäre; und doch war die Schrift des Klumpens auf dem ich ruhte, auch ein Ton: Mein Weg sollte zur Erde zurückgehen, nach Rom; dort harrte mir der Führer, der mich durch Zwölf Höllen geleiten würde; die mußte ich durchwandern, dann kam ich in die Sphäre der Entsühnten, und von dort aus durfte ich meine stumme Stimme zu Gott erheben . . .

Zurück zur Erde!

---

16. Kapitel.

Adelige Hexen und Generale.

Ich langte auf der Erde an, mitten in Deutschland, über einem Walde, der das Brockengebirge umsäumt.

Es war just Walpurgisnacht.

Mein Flug war schneller gewesen als das Sausen des Sturmes oder das Leuchten des Blitzes. Ich war müde und wollte ruhen. Ich lagerte mich auf einer niedrigen Wolke und schwebte langsam über den Wald hin und schaute im Mondlichte zwischen die alten Tannen hinab.

Aus einer halbverfallenen Hütte traten zwei Gestalten. Die Ranzelmännin, die Hexe des Waldes, und ein junges Mädchen, der ihr Geliebter untreu geworden war, und welches in dieser Hexennacht zur Alten kam, damit sie ihr ein Mittel zur Rache gäbe.

Und wie die Beiden aus der Hütte traten, war es, als ob die stille Mondnacht einen tiefen Athemzug thue wie ein ängstlicher Schläfer. Die Alte hing sich an den Arm des Mädchens und sie gingen in den dunklen Forst.

Wie Silberpfeile schoß hie und da das Mondlicht durch die schwarzen Nadeln, und sie stolperten über Zweige, Mooskuollen und Gestrüpp. Dann kamen sie auf einen Kreuzweg. In der Mitte stand eine alte Marterſäule, auf der seltsame Figuren eingegraben waren. Wie ein versteinertes Gespenst ragte sie in das Mondlicht hinauf. Die Alte befahl dem Mädchen, sich auf einen Baumstamm zu setzen und ruhig zu bleiben, was sie auch hören und sehen möge.

Sie kniete an der Marterſäule nieder und breitete das Tuch aus und fing an, mit einem Holze in die Erde zu graben. Auf einmal lag's über dem Monde wie ein rother Schleier; das Mädchen schaute zum Himmel auf, er war ganz blutfarbig, und einen Augenblick wogte und regte sich Alles um sie: die Bäume rauschten wie vom Sturmwind gepeitscht, das lange Gras flatterte und zitterte über dem Boden, tausendjähriges Gewürm kroch aus den Wurzeln der Bäume, große schwarze Vögel schrieen in den Zweigen und der Wind stöhnte um die Säule, und das war das Zeichen, daß es Mitternacht sei in der Walpurgisnacht, wo die Todten keine Ruhe haben und wo die Hexerei freies Spiel hat über die Frommen und Guten.

Und in dem Rauschen und Wogen und Flammen rollte ein Wagen auf dem Kreuzwege einher und hielt inmitten des Platzes. Und die Ranzelmännin sprang auf und klammerte sich an das Mädchen und kreischte ihr in's Ohr.

Der Wagen war ein uralter großer Hofwagen, und seltsame Leute saßen drin. Zuerst eine alte adelige Hexe, in Seide und

Sammet gekleidet. Aber die Kleider waren aus einer Gruft gestohlen und ganz modrig. Neben ihr saß ein todter Landsknecht, der in neuerer Zeit General geworden war, und dem die Würmer aus den Augen krochen. Er trat alle sieben Jahre bei einem andern Heere ein, um die Soldaten zu sekiren und zu decimiren; dafür wird er in der Hölle nicht so viel gemartert. Er friert aber immer. — Sie fuhren langsam vorüber und die Ranzelmännin knixte vor dem Wagen und die alte adelige Hexe mit den modrigen Kleidern fächerte sich und küßte die Ranzelmännin auf die Stirn und dann fuhren sie weiter, aber dem todten General fuhr sein wackelnder Kopf vom Rumpf und fiel mit einem hohlen Klange zum Wagenfenster hinaus und rollte über den Weg, und er that sehr erschrocken und sprang im Wagen auf, aber die Ranzelmännin lief dem rollenden Kopfe nach und holte ihn ein und bot ihn mit einem zierlichen Knix dem Herrn General dar, und der setzte ihn mit seinen blauen frostzitternden Händen auf und wischte sich die eiskalten Würmer aus der Nase und lächelte mit den blaugefrorenen Lippen und dankte der Ranzelmännin. Und die vornehme Hexe schlug ihn mit dem Fächer auf den Arm und schüttelte den Moder aus den Falten ihres Damastkleides und sagte: „Soyez sage, mon cher! und treiben Sie nicht dergleichen Ueberspanntheiten . .“ und der Wagen fuhr weiter und verschwand in der rothleuchtenden Nacht und in dem Rauschen und im Sturmgeheul, welches das Laub aufwirbelte und um die Marterfäule ächzte. Und die Ranzelmännin sagte: „es ist die höchste Zeit!“ und winkte dem Mädchen und kniete abermals nieder in's dürre Gras und mur-

melte was und packte ein Büschel Blätter und riß, und riß . . . hui, wie das sauste und brauste, und hoch oben in der Luft bellte die wilde Meute und sauste so nahe über ihnen weg, daß sie zu Boden gerissen wurden; ein schwarzer Hund schleppte einen Jägersmann dicht an ihnen vorüber: er hatte ihn mit scharfen Zähnen am Halse gepackt und die Augen quollen dem Gemarterten aus dem Kopfe.

Das Mädchen solle sich nicht rühren und solle sich um nichts kümmern, sagte die Ranzelmännin, und dabei zerrte sie noch immer an dem Büschel — und jetzt, jetzt sprang endlich die Wurzel heraus mit einem Schrei und sie zeigte dem Mädchen triumphirend das Alräunchen; es war eine kleine schwarzgraue Wurzel, an deren Spitze ein Blutstropfen im rothen Lichte glänzte wie ein Rubin. Dann befahl sie dem Mädchen zwei Beeren abzureißen, und das war schwer, denn der Sturm rüttelte an den Zweigen und zerrte sie in die Höhe und schlug sie an einander; aber endlich war's gelungen. Die Beeren steckte nun die Ranzelmännin in die Wurzel statt der Augen, und eine rothe Blume anstatt Mund und Nase und küßte sie, und sie wurde lebendig, und nun steckte sie sie unter das ausgebreitete Tuch. „Das ist jetzt ein Galgenmännlein," sagte sie. „Und das soll dem treulosen Burschen folgen unsichtbar für Alle, sichtbar für ihn allein. Und so oft er es erblickt, sei es im Glanze eines Palastes unter rauschender Musik oder in einsamer Hütte, so wird ihm Dein Bild in's Herz schneiden und wird ihn quälen, bis er Dich ersehnt, wie Du ihn ersehnst. Und wenn Ihr Euch begegnet hier im Leben . . ."

„Und meine Seele wird nicht Schaden leiden durch den Zauber?“ — flüsterte das Mädchen. —

Die Alte blitzte sie an und sah jetzt gerade so aus wie die adelige Hexe im Damastkleide. „Du hassest ihn von Herzen. Wenn Du ihn triffst, was soll daraus entstehen?“ —

Dem Mädchen wurde siedendheiß. „Böses!“ sagte sie.

„So ist's gut. Kein Mitleid. Denn wenn Du dem Mitleid Raum giebst für Deinen Feind, so ist der Zauber gebrochen, und dann kommt der graue Mann auf mich und quält mich, weil ihm eine Seele entgangen ist. Verflucht seiest Du dann! . . Incubus!“ — Sie hob das Tuch und ein kleines graues Männchen schlüpfte hervor und lief in den Sturm hinein und wurde größer, größer wie er zwischen den Bäumen verschwand in den Flammen, in dem sausenden Winde, zwischen dem ächzenden, quiekenden Gestrüppe. Und dann kamen sechs graue arme Sünder aus der Erde, die um eines Frevels willen an der Marterſäule gerichtet worden waren, und die tanzten im Sturme um uns herum und bewegten die Lippen, aber man hörte kein Wort und nur ihr verwestes Gesicht sagte: wir sind todt! und dann stellten sie sich auf den Kopf und schlangen ihre Beine in einander und das Mädchen fiel mit dem Gesichte auf die Erde.

Vom Wirbel erfaßt, jagte die Wolke weiter, auf der ich ruhte, und erzitterte und stockte erst im heisern Gebrüll des Blocksberges, dessen giftige Dünste sie in der Luft festbannten.

Ein großer Kessel wirbelte über einem großen Feuer und ein wildes Orchester spielte zu einem wilden Tanze auf. Die

Musikanten waren: Paganini in einem kirschrothen Frack; er raste auf einer saitenlosen Geige mit einem saitenlosen Fidelbogen herum, und entlockte dem ächzenden Holze gräuliche hölzerne Jammertöne; zwei Drachenflügel zitterten auf seinen dürren Schultern, und er versuchte davonzuflattern, aber eine lange, lange Kette von schweren Geldsäcken, in denen alle Silberthaler gehäuft waren, die er in seinem Leben nicht den Armen gab, hielt ihn an den glühendheißen Boden des Blocksberges gefesselt, der seine Füße bis auf die Knochen versengte, ohne daß er sie emporziehen konnte; und da seine vermoderte Brust keinen Schrei finden konnte, so ließ er seinen entsetzlichen Jammer an der stummen Violine aus. Einer der sonstigen Musikanten war der große Reklamist Martels, der einer riesigen Papiertrompete, die er im Magen eingeschraubt hatte, gräuliche Mißtöne entlockte, während er einem alten Kamme, den er mit zeitungsgestempelten Lobhudeleien umwickelt hatte, das wunderbarste Geklucks „entschmeichelte."

Die Tänzer waren wo möglich noch grotesker als die Musikanten. Voran tanzte ein Finanzminister mit der Gräfin Ida Henne; der Finanzminister war ganz hohl, so daß es dröhnte, wenn man an ihn anklopfte; er war ganz in Schuldscheine gekleidet und an seiner Uhrkette hing eine kleine Volks-Presse als Breloque herab. Seine Finger waren so lang, daß jeder Einzelne hinaufgeknüpft werden mußte, damit sie ihm nicht nachschleiften. Das zweite Paar war ein Verleger mit einer Schriftstellerin. Der Verleger jammerte fortwährend über schlechte Zeiten, um

einen Bogen Manuskript billiger zu kriegen, als ob Genie ein Cichorienabguß wäre — und er druckte seine Bücher auf Löschpapier, damit sich das darin enthaltene Wasser schneller auftrockne. Das dritte Paar war ein Herzog mit einer Gräfin. Der Herzog zeichnete sich weder durch große Thaten noch durch brillante Eigenschaften aus, konnte also auch nicht berühmt werden; er versuchte es nun mit Druckpapier und Schriftstellern; er fütterte an seinem Hofe eine ganze Heerde von Skriblern, er lud Jeden, der nur eine lobhudelnde Zeile geschrieben hatte, an seinen Hof, und gab ihm seinen Orden; er hielt alle Zeitungen der Welt und dutzte sich mit allen Redakteuren, vorzüglich mit Herrn Beil vom Gartenpavillon. Er schwärmte für Klassiker und Hasenohren, komponirte aschgraue Romanzen, und ließ sich brechfarbene Bücher dediciren, die er mit Brillantnadeln bezahlte, und that in Wahrheit für das Land und die Literatur weniger als der einfachste Setzer. Das dritte Paar war ein Bock mit einem jungen Hexlein, deren gelbe Hexenblumen einen penetranten Geruch verbreiteten, und die sich auf ihren Visitenkarten Madame la duchesse de Kothburg, née Geigenstanzi nannte. Dann kamen kleinere Böcke mit allen Hexen, die seit Anfang der christlichen Aera verbrannt worden waren; voran Sidonia von B. aus Pommern. Eben als sich (in der vierten Tour des Hexencancans) die Gallmeyer graziös auf den Boden streckte, zerstreute sich in einem Hui der giftige Dunst der um den Blocksberg wogte, vor dem sanften Hauche der rosigsten Morgendämmerung, und meine Wolke konnte weiter ziehen.

Nach und nach verstummte das Geheul dieses Nationalfestes, und im Osten röthete sich der Morgen, als mich meine Wolke dem nebligen Holland zuführte. Meine Wolke liebte die Umwege; ein kurzer Flug hätte mich nach Rom geführt; aber ich war matt, matt zum Vergehen und wollte auf dem weichen Thau ruhen und harren, bis sie, auf eigener Bahn segelnd, über dem Petersdome schweben würde.

Wir zogen im Morgenwinde, roth angestrahlt von der jungen Sonne über dem melancholischen Holland, diesem halb unter Wasser stehenden Lande, dessen Städte mit den alterthümlichen, schlummerstillen Höfen und Gassenwinkeln und Giebeldächern und Schnörkelhäusern, dessen lustige Windmühlen und schattige Parke, dessen feuchte, meergebadete Marschdünen in tiefen Farbentönen den dichten Nebel durchblinkten, der dick und grau über ihm lag. Dann kamen die Ziegelöfen Englands. Einsame Gegenden des Warwickshire mit ihren zerklüfteten Lehmhütten. Dann die schwarzen Nebel der Fabrikstädte, aus denen funkensprühend die rothen Essen aufleuchteten; das grüne Erin mit einem Lächeln und einer Thräne in der grauen Fluth schwimmend, blumenreich und früchtearm, geschmückt wie eine Braut, aber unter dem Schmucke das Gerippe des Hungers. — Und auf dem höchsten Gipfel der Kreidefelder Großbritanniens saß eine magere, gelbhäutige Gestalt mit verdrießlicher, grübelnder Miene. Cirkel, Winkelmaaß, Goldwage, Geldsäcke und zerbrochene Weinflaschen bildeten ihren Thron. Sie war nackt, nur ein Stück von einem schwarzen modrigen Sargtuche hing wie ein spanischer Mantel

um ihre Schultern, und ihre Bruſt war mit einem Pfahle durchbohrt, und ſie fröſtelte mit einem gräulichen Aechzen. Das war der Spleen.

Die Sonne brannte ſenkrecht auf die Erde und auf mich. Es war Mittag. Wir ſchwebten auf einer leichten goldenen Briſe nach dem Süden. Ueber dem blauen Tajo hielten wir und über den Roſenkelchen von Andaluſien. Brennende Blumen dufteten herauf und Kaſtagnettengelächter ſchmetterte zum Himmel. Und mitten in der Roſenwildniß glänzte Etwas wie Gold — von weitem ſah es aus wie ein feines Spitzengewebe — näher betrachtet, war es ein Gedicht von Stein, ein gemeißeltes Lied, die Alhambra . . .

Kleine Maurengötzen ſangen es neckend durch die ſmaragdenen Gebüſche, und der Himmel ſelbſt lauſchte auf die Strophen der Liebe — hatte es ja doch ein Kind geſungen, welches ſein Hauch beſeelte: ein Genie.

Die Nachmittagsſtunden trugen mich über die grünen Berge der Schweiz und Savoyens, die ſich in den tiefen Seen ſpiegelten. Das anmuthige Dorf Vertauve lag wie im Halbſchlummer auf dem grasreichen Ufer des Genferſees, und die ſchöne Gräfin Dora d'Iſtria landete, den Schooß voll Blumen, in ihrem rothangeſtrichenen Kahne. Die Schweiz iſt der reinſte Edelſtein im Schmuckkäſtchen des Herrn. All die Verderbtheit der übrigen Welt und die Mißgunſt und die Sünden und der Betrug des übrigen Europa verdunſten wie giftiger Thau vor dem Kuſſe dieſer friſchen Sonne; ich ſah einen Engel über dem Lande, der es mit ſeinen

weißen schneeigen Fittichen deckte, und dessen schamrothe Wangen für das Land baten. Diese Thäler waren sein letztes Asyl.

Hinab am grünen Ufer des Adour, welches greller ist als grünes Porzellan, da strahlt es herüber, das alte schöne Schloß Hermance im Abendschein — die Gränzen des Südens verbreiten ihr penetrantes Aroma, häßliche Insekten surren in der brennendheißen Luft . . .

In der Mitte des Kirchenstaates blüht eine schöne, eine göttlich schöne Blume zwischen frischen Moosmatten; keine Blume hat einen brennenderen Purpur, ein so sammetnes Schwarz; sie gleicht einem Schmetterling, stets bereit vom Stengel fortzufliegen; die silberweiße Dolde ist inwendig mit lebhaftem Orange gefärbt, und ein berauschender Wohlgeruch entströmt der farbenprächtigen Blüthe. Aber eine ziegelrothe Schlange streckt ihren häßlichen Kopf aus dem Kelche empor, und ein Heer von ziegelrothen Schlänglein umwinden den Stamm und haben ihn zernagt. Und die Blume dient nur dazu, den Wanderer in den Tod, in die Nacht zu locken: sie ist vergiftet!

„Allen Sündern wird vergeben und die ewige Strafe wird zu endlicher Gnade umgeformt; Jubelhymnen werden den Gott der Liebe preisen, der alle Religionen unter seinem Dache zusammenruft: das Zelt Gottes hat viele Pforten, sie führen zu ihm von nah und fern, doch alle zu dem einen Ziele, alle, alle zu dem gütigen Herrn! Und drum soll Allen vergeben werden, die gefehlt — nur den römischen Priestern nicht, die selbst keine Vergebung kennen.

„Nur den römischen Priestern nicht!“

Vielleicht umfächelte mich ein phantastischer Traum, aber ich vernahm diese Worte, die wie drohende Töne über den Wassern zitterten, als ich mit der dämmernden Nacht zugleich auf die Kuppel von Sanct Peter niedersank.

Rom!

Ich hatte den Weg zur Hölle erreicht.

17. Kapitel.

Julius Cäsar und seine Nachfolger.

Rom.

Hundertzweiunddreißig Jahre, nachdem das Pferd der Danaër in das zerstörte Troja eingezogen war, zweihundertdreiundfünfzig Jahre nach dem Tode des weisen Sohnes Davids, in den ersten Jahren der siebenten Olympiade, schenkte der Albanerkönig Numitor den Bastarden der Rhea Sylvia das kleine Land, in welchem sie geboren worden waren, und welches sie mit einer Schaar von Räubern bevölkerten.

Die Römer stammen also von albanischen Banditen ab, die ewige Stadt wurde von Strauchdieben erbaut.

Der erste Stein dieser Stadt wurde durch Brudermord entweiht, und diese Stadt war verflucht von Anbeginn.

Dämonischen Mächten verfallen, nahmen dämonische Mächte sie in Besitz. Zwölf Geier prophezeiten ihr ein Reich von zwölf hundert Jahren. Zwischen Romulus und Augustulus liegen wirklich zwölf Jahrhunderte.

Die Könige fielen durch ihre Verbrechen, und blutige Re-

publikaner, grausamer als die Könige, eigennütziger als Räuber, hochmüthiger als die Götter folgen auf die Tyrannen.

Julius Cäsar erobert für Rom die Welt. Er ist so verachtet und verabscheut, daß seine eigenen Soldaten Spottlieder über ihn singen; er ist ein Mann, der sich in den schmutzigsten Lastern wälzt, und dieser Mann wird der Abgott von Rom, der Abgott der verderbten Soldateska, er erobert die Welt, und aus seinem durch alle schmutzigen Laster vergifteten Blute blüht das Cäsarenthum auf, welches das reiche Rom zur Ruine machen soll.

Vom ersten Cäsar an herrscht in der Stadt des Romulus nur Wahnsinn, Ausschweifungen, Tollheit. Die Machthaber berauschen sich förmlich in Blut und sinnlicher Grausamkeit; Rom ist nur ein großes Lasterhaus und eine große Schlachtbank. Die Straßen dampfen von Blut und Blumenduft, und erschallen von unzüchtigen Gesängen, und die Hand Gottes rüttelt im fernen Norden die Bären des Gebirges aus ihrem Schlafe, damit sie mit ihren mächtigen Tatzen die verpestete Weltstadt zertrümmern. Die Vandalen sind Herren der Stadt.

Aber während die Cäsaren mordeten und schändeten, war ein großer, seit Jahrhunderten geweissagter Stern aufgegangen, der die Welt erleuchten sollte. Ein Gott wurde von einer Jungfrau geboren.

Der Gott, den die ersten Römer geahnt und dem sie als Deo ignoto einen Altar errichtet hatten.

Rom, Carthago, Athen, Britannien, die Tartarei, Indien,

China, das stille Meer, Memphis, Alexandrien und Aethiopien, d. h. die Welt der Civilisation erzitterten in dem Augenblicke, wo der Gottmensch geboren wurde, der mit seiner Flammenlehre die kranke Luft des Universums reinigen sollte.

Der Stern geht auf von Bethlehem, erwärmt mit seinen Strahlen zuerst seine nächste Umgebung, dann die angrenzenden Länder, und erlischt. Jerusalem ist das Riesengrab des Gottmenschen.

Rom hatte an Jerusalem eine Schwester in der Verdammniß — nur war die Mission der beiden Verdammten verschieden. Jerusalem hatte die Mission zu leiden und zu büßen, und als sein eigenes entheiligtes Grabmal dazustehn, Roma hatte die Mission zu verderben und die göttliche Lehre unter menschlichen Irrthümern, Verbrechen, Lügen, unter dem Arabeskenwerk und dem Geginster und wirren Unkraut des Aberglaubens und der Priesterherrschaft zu ersticken.

Sie putzte sich wie eine Courtisane, die heilige Stadt, und benahm sich wie eine Courtisane. Die verworfensten Menschen suchte sie aus dem Haufen der Verworfenen und setzte sie auf ihren Thron. Der dritte Sergius, der zwölfte Johann, der neunzehnte Benedikt, mit ihren Buhlerinnen Theodora, Mathilda, Marozia, Rosa Vacano de Vanozza, Giulia Farnese, genannt la Giulia Bella, brachten die Zeiten der unsinnigsten Cäsaren wieder. Der Vatikan widerhallte von Gotteslästerungen und Obscönitäten und dem Geschacher der Simonie und dem Geschrei der Gefolterten und Verbrannten; und jeder Fluch und jeder Schrei und jede Lästerung fiel wie ein Gifttropfen auf die Marmorplatten

des Palastes und die Grube wurde tiefer und tiefer und wurde zum Abgrund, der unter dem dünnen Boden des heiligen Hauses gähnt, unsichtbar, aber nur auf einen Wink von der Hand Gottes harrend, um Betrüger und Betrogene zu verschlingen —

Und dieser Abgrund ist die Hölle, seit dem Aufgange des Sternes bereitet für die Verfluchten jener Aera.

18. Kapitel.

Eine sehr berühmte Dame.

Ueber dem Vatikan lag Nacht und die Gänge und Säulenhallen des heiligen Gebäudes badeten sich im blauen Mondlichte. Die Loggien waren leer und todtenstill, und doch so gedrängt voll von schattenhaften Wesen. Denn das Mondlicht, welches alles Belebte todtenähnlich macht, belebt das Todte, und die Figuren der heiligen Bilder zitterten und wogten und drängten sich, und die Schatten schattenloser Gestalten flogen über die Mosaïkböden und sahen aus wie Schatten fliegender Wolken, die zwischen Mond und Erde hinziehen.

In der Kirche stand die Statue des allerersten Pabstes mit seinem abgeküßten Fuße und drückte wie eine unleidliche Last auf den einbalsamirten Moder, der den Namen seiner Nachfolger trug.

Tiefer und tiefer schwebte ich, enge Gänge hinab, umrauscht von Schatten, die keine ruhelosen Seelen waren und doch keine Wesen von Fleisch und Blut. Ich suchte einen Führer. Wo sollte ich ihn finden?

Ich flatterte über den steinernen Grabfiguren der Päbste,

die ſtumm und modrig im Dunkel träumten, und noch immer blieb Alles todt in der Burg des Glaubens. Wo ſollte auch hier eine Seele weilen? Die Körper der Päbſte waren gut erhalten und trieften von Oel und Salben wie heidniſche Bräute, und das vertrocknete Oel war duftendes, wunderthätiges Harz geworden — aber die Seelen . . .?

Es war Alles Todtenſtille und Nacht. Und nur der große Diamant irgend eines päbſtlichen Diadems leuchtete grün durch die mondloſe Gruft und ſeine Strahlen ſammelten ſich auf Einem der ſteinernen Bildniſſe.

War das Stein? Nein. Es war ein Geſicht, deſſen todesmatte Hoffnungsloſigkeit kein Künſtler wiedergeben konnte. Es war ein armes irrendes Geſpenſt gleich mir. — Nein, nicht gleich mir. Denn ihre Züge waren mit blauen Verweſungsflecken geſprenkelt und der ſchmerzverzerrte Mund deutete auf einen ewigen Todeskampf. Und wie ich näher hinſah, zeigte mir das grüne Licht der Tiara, die Bruſt des Weibes — denn es war ein Weib — in dieſer Bruſt wühlten ätzende Säfte, ſcharfe, tödtliche Gifte, ohne dieſelbe zu zerſtören — es war der Schmerz des Todes, ohne den erlöſenden Tod ſelbſt. Und o Hohn! ein welker Roſenkranz beſchattete das ſchmerzverzerrte, fürchterlich ſchöne Geſicht.

„Wer biſt Du?“ fragte ſie mein Blick.

Und ihr gläſernes gebrochenes Auge antwortete mir in verſtändlicher Sprache:

„In der Kaiſerburg Roms ward ich geboren. Ich war jung, göttlich ſchön, und liebte und wurde geliebt. Da wurde ich zur

Verbrecherin an meinem Gemahl, um meinem Ehrgeiz zu dienen und um die Gattin des Cäsar Augustus zu werden. Dann bereitete ich neue Gifttränke, um seinen Oheim aus dem Wege zu räumen. „Mir das Reich!“ schrie Claudius, indem er den Fuß auf den Leichnam des Caligula setzte. „Mir das Reich und den Kaiser!“ sagte ich. Ich herrschte. Aber meine Herrschaft verging, ich wurde von neuen Usurpatoren bei Seite gestoßen, gefangen, und in einen feuchten Winkel des goldenen Hauses geworfen. Da wurde ich alt und hart, wie ich einst jung und eigennützig gewesen war. Mein Fluch hatte Alles getroffen, was je über Rom herrschen würde! Und ich selbst erfüllte meinen Schwur. Ich that jetzt das Böse um des Bösen willen. Ich suchte und fand Gifte aus Quellen, die früher der Wissenschaft verborgen waren. Ich vergrub kleine Kinder bis an den Hals in die Erde und ließ sie verhungern, und aus ihrem in Zorn vertrockneten Herzen preßte ich dann einen Trank. Immer im Dienste des künftigen Cäsars arbeitend, um den gegenwärtigen bei Seite zu schaffen, der Gattin gegen den Gatten, dem Sohne gegen den Vater dienend, Generationen des Kaiserthums überlebend, jeder meine Dienste bietend, jeder meine finstern Rathschläge ertheilend. Endlich als mein hundertjähriges Haar schneeweiß an meinen matten Gliedern niederhing, tödtete mich ein Fußtritt meines letzten Opfers, und ich wurde mit den Leichen von Katzen, die ich zu Tode gepeitscht und deren Todesgeifer ich zu süßen, wahnsinnigmachenden Tränken gebraut hatte, hier — tief unter dem Orte

wo wir uns befinden — in eine Grube geworfen, wo ich verfaulte . . .“

Und die Hand des zuckenden Phantoms deutete zu Boden.

„Das Kreuz des Christenthums glänzte auf den Zinnen des Kolosseums, und heilige Väter bewohnten die Stätte, wo früher die göttlichen Kaiser toll geworden waren. Aber meine Seele ruhte nicht. Aus einem Körper wurde ich in einen andern gejagt. Als feile Buhlerin lehrte ich dem sechsten Alexander neue Gifttränke, indem ich den Todesschaum todtgekitzelter Juden mit meinem rosigen Blute vermengte. Als üppige Theodora raste ich mit dem Pabste Johann durch die Säle des Vatikans, meiner Mission bewußt, und machte aus dem Vater der Kirche einen Mörder und einen Unzüchtigen. Alle sieben Todsünden impfte ich — bald in dieser Gestalt, bald in jener den Päbsten ein, den Männern, die in den Tugenden des Himmels vollkommen sein sollten. Mein Fluch traf ja Alle, die je über Rom herrschten! Unzucht und Käuflichkeit und Feigheit und Gelddurst und Fraß und Völlerei waren meine Bundesgenossen und meine Helfershelfer. Jetzt sitzt der letzte Pabst auf dem Throne des heiligen Petrus, die Sündfluth braust in den regenschweren Wolken, die über Rom ziehen, und meine Seele findet keinen Körper mehr. Mein Fluch ist erfüllt, aber meine Strafe beginnt. Ich bin gefesselt an das Häufchen Staub, welches da unten, tief, tief, tief unter den Gräbern meiner Opfer noch aus der Zeit Nero's her modert — und meine entsetzliche Strafe ist ein ewiger Todeskampf, wie ich ihn meinen Opfern bereitete . . .“

Die arme Seele der Verfluchten hatte keine tönende Stimme, aber der Schauer, welcher ihre Eingeweide zusammenzog, war gräßlich anzusehn, und entsetzlicher als der schneidendste Wehruf.

„Ich beneide das Kind, welches den langsamen Hungertod starb, ich beneide die zu Tode gepeitschten Thiere und ich beneide die zum Wahnsinn gefolterten Heiden . . .!“

„Du sollst mich führen?“ fragte ich sie.

„Ja. Ich führe Dich.“

„In das Reich der Verdammten?“ —

„In die zwölf Reiche der Verdammten. Vom Hause des Pabstes führt der nächste Weg.“ —

War das noch immer ein Widerschein des grünen Steines, oder verzog ein fahles Lächeln das vermoderte Gesicht?

„Wie soll ich Dich nennen?“ — fragte ich die Schreckliche, wie sie sich erhob, wie sie mir ihre zerbröckelnde Hand reichte und mit königlicher Geberde in's Dunkel vor uns deutete —

„Ich hieß Locusta!“ — sagte sie.

19. Kapitel.

Eine Reise im Halbdunkel, ohne daß etwas Immoralisches vorfällt.

Die Keller des Vatikans mündeten in lange Gänge, deren niedrige nackte Wände von Pozzuolan-Erde kaum erhellt wurden durch die phosphorescirende Malaria, die fahl leuchtend aus den Eingeweiden meiner Begleiterin drang, wie wohl duftende Oele aus den Körpern der heiligen Märtyrer zu quellen pflegen. Seltsame Figuren waren in die weichen Wände eingebrannt, Nischen, worin kleine Fläschchen mit vertrocknetem Blute standen, hie und da verwitterte Gebeine.

Wir waren in den Katakomben.

In einer der Nischen glänzte ein sanftes Licht über einem schönen Mannesbilde. Das milde Gesicht leicht herabgeneigt, von goldenen Haaren umwallt, das große braune Auge halb geschlossen, so blickte Christus zu Boden nieder, wie in demüthiger Liebe

flehend. Es war das Christusbild, welches der heilige Lucas gemalt hatte — und überall, wo die Leinwand von der Hand des Heiligen berührt worden war, glühte der sanfte Schein über die verblaßten Farben. Das war der echte Christus! Kein idealisirter, verpriesterter Apollokopf mit potenzirter Raphaëlsmiene oder mit bläulich verzerrtem Todtenantlitz ... Das war eine Personifikation der Liebe! So mußte man die Liebe malen, die sich hingiebt, die sich opfert. Fort mit dem gräulichen Pfaffengeschwätz von zerbrochenen Gliedern und durchbohrten Händen und Füßen und dem Todesschrei des zu Tode Gemarterten! Was macht Ihr für ein Geschrei von dem schmerzlichen Opfertode des Heilands? Weshalb vergießt Ihr Thränen und zerrauft euer Haar über sein Sterben? Ich gäbe mein Leben mit einem seligen Lächeln für einen Einzigen den ich liebe — der Gott der Liebe gab sein Leben für Tausende! Und Ihr verlästert ihn, magere Philisterseelen, wenn Ihr seinen glücklichen, göttlichen Tod beweint. —

Weiter und weiter, tiefer und tiefer führten die Gänge, die vielleicht seit der Zeit der ersten Cäsaren kein menschlicher Fuß betreten hatte. Ich dachte der Zeit, wo weißgekleidete Märtyrer ihre leisen Gesänge mit gedämpfter Stimme hier gesungen und ihr heimliches Meßopfer gefeiert hatten. Ich dachte daran, wie sich dieses schüchterne Hosiannarufen in ein wirkliches Todesgeschrei verwandelt hatte, und wie das Blut der Gemordeten die Stätte über die wir schritten, geheiligt hatte für ewige Zeiten.

O Christenthum! Du Glaube der Liebe, Du Glaube der Selbstverleugnung und der Tapferkeit! Du Glaube an alles

Schöne, Gute und Edle, wie so verherrlicht hast Du die Welt mit dem Schmuck Deiner einfachen, göttlichen Philosophie! „Liebet Eure Feinde! Thut Gutes Denen, die euch hassen! Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf den Sünder! Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist!..“ Ihr Guten unter den Israeliten, Heiden, Moslim! Wenn Ihr rechtschaffene Männer sein wollt, müßt Ihr dieser Lehre folgen, mögt Ihr auch an den Lehrer nicht glauben!

Locusta hielt an und ihre farblosen Lippen lächelten.

„Das Christenthum hat die Welt verherrlicht!“ — antwortete sie auf meine Gedanken — „Aber es hat eine Race geschaffen, die vor ihm nicht existirte und die mehr Böses gestiftet hat als eine Million Gerechter wieder gut machen kann — eine Race, die unter dem schützenden Schilde des katholischen Mysticismus mehr Sünden, Gottlosigkeiten, Unkeuschheiten, Todsünden begeht, als die stolzesten Heiden auf ihren blutigen, aber offenherzigen Thronen. Das Christenthum hat die Welt geläutert, aber es hat die Heuchler, es hat die Frömmler geschaffen. Es hat goldene Lehren gegeben, und es hat die Jesuiten gezeugt. Wir sind hier unter dem großen Brutofen der katholischen Pfaffen, — und hier ist der Weg zur Hölle.“ —

Die alte Geliebte der Cäsaren streckte ihre graue Hand aus, und die Katakomben erweiterten sich, das Licht wurde heller. Es war aber ein graues Licht, ein Licht ohne Farbe gleichsam, welches die nackten Felswände um uns beleuchtete. Alle Umrisse waren

grau in grau — es gab da keine Luft, keine Temperatur, keine Plastik, alle Contouren glichen einer verwischten Kreidezeichnung; und vor uns erweiterten sich die hohen Felswände, die keinen Himmel sehen ließen, zu einem Thore, über dessen Eingang das Wort: „Hoffnung!“ in nachtdunklen Lettern prangte.

Das Wort schien sich durch ein klagendes Echo zu verhundertfachen, und all die Felsen um uns schienen nur zu dem Zweck zu bestehen, um es in leisen wimmernden Tönen zu wiederholen. Es war das Thal des ewigen Echos. Es tönte von oben, von unten, aus unserer eigenen Brust. Verzweifelte Stimmen, flehende Stimmen, jammernde, stöhnende Stimmen, brüllende, fluchende Stimmen wiederholten es tausend und abertausend Mal in jeder Sekunde in allen Atomen des Raumes der uns umgab . . . aber wenn man auf eine derselben hören wollte, so war es nur das leise Wimmern des Windes, der um die Felsen strich.

Die Stimmen aber waren die Seelen, die in jeder Sekunde zu Tausenden hier einflatterten.

Ein feiges Zagen ergriff mich und ich lehnte mein Haupt an die Brust der im Fieber bebenden Locusta, ehe wir eintraten. Wie ich den Blick erhob, sah ich erst, daß hoch, hoch oben an dem mittelsten Felsen ein menschliches Wesen schwebte. —

Ich sage schwebte, denn es schien gleichsam an den steilen Felsen angelöthet, wie der Jäger den erlegten Adler mit den breiten Flügeln über dem Thore seiner Hütte annagelt.

Ein langer schneeweißer Bart wallte über den greisen, gekrümmten Körper des Gefesselten und würde ihn verhüllt haben,

wie der Reif einen dürren Baum verhüllt, wenn nicht gestocktes Blut die einzelnen Strähnen des Bartes zusammengeklebt und vereint hätte.

„Prometheus!“ — sagte Locusta.

Und der Adler umkreiste still und gierig den Körper seines Opfers.

Meine Führerin zerrte mich auf und deutete auf das Thor.

Wir traten ein.

Der Weg ging abwärts.

20. Kapitel.

Die zwölf Höllen.

Finsterniß und wieder röthliches Licht und Dampf und abwärts, abwärts über verwitterten Boden, in's Schwarze, Finstere hinein, und wieder beleuchtet von stoßweisem Dampfe, der aus der nächsten Tiefe aufstieg. An den Wänden krochen langsam träge Tropfen herab, die zischend in dem wässrigen Dampfe zersprühten.

Weiter und weiter schritten wir abwärts, und der Weg wurde unebener. Steingeröll und Felsblöcke lagen umher, kleine und große Steine, die ganze Haufen und Pyramiden bildeten und ein willkommenes Bett für hohes Unkraut und Schierlingssaft waren. „Das ist die erste der zwölf Höllen: die Hölle der Tyrannen," sagte Locusta. Und ich erkannte sie alle. Der Kiesel der da unter meinen leichten Füßen rollte war nur Nero; der runde gefleckte Stein der unter wucherndem Unkraut in der Erde klebte, war Heinrich von England; der graue Flußstein, welchen mein Fuß losgebröckelt hatte und mit schallendem Geräusche abwärts sprang, war nur Nikolaus.

„Und sind diese Steine fühllos, leiden sie nicht, haben sie

keinen Sinn, und ist diese dumpfe Versteinerung ihre einzige Marter?“

„Und die größte, welche Wollust und Eitelkeit treffen kann,“ sagte Locusta. „Was haben sie gefunden, nach einem Leben voll Blut und Triumphen? Für ihre Wollust das Grab, für ihre Eitelkeit dasVer gessen.“

Dichtere Dämpfe stiegen auf. Lichter wurde es um uns, aber das Licht war häßlich. Es war wie wenn man Salz in Spiritus anzündet; es verzerrte das schönste Gesicht und malte Runzeln auf die weichste Haut. Reiche Spiegelwände schmückten diese zweite Hölle, in der es von nackten Gestalten wimmelte, die, von dem flackernden Lichte angestrahlt, wie häßliche gefleckte Eidechsen aussahen. Die Wände warfen ihre abscheulichen Konterfeis zurück, und die Nackten entsetzten und ekelten sich vor ihrem eigenen Bilde, als sähen sie ein Gespenst. Und Jeder dieser Verdammten war mit einer schmutzigen Hausarbeit versehen.

„Das ist die Hölle der Eingebildeten und der Arroganten,“ sagte Locusta. „Da sind eitle, hochmüthige, unverschämte Weiber, die ihr Zehnkreuzer-Talent und ihre Schönheit auf ihren Hausaltar setzten und ihr ganzes Leben hindurch angebetet haben. Die große, unbekleidete Dame mit dem grünen Schweife dort ist die schöne Marie Helena, einstige Sängerin, von Keckheits Gnaden. Ihre Eitelkeit wird hier dadurch bestraft, daß hundert Spiegel ihre indecenten Toiletten wiederstrahlen, daß sie von allen ihren Mitverdammten verhöhnt und verlacht wird, und daß sie den ewigen Spucknapf einer Kirchenbettlerin zu reinigen hat. Ein

guter Geist der neulich diesen Ort besuchte, erbarmte sich der Armen, die unerhörte Qualen aussteht, und schenkte ihr ein langes Feigenblatt, damit sie wenigstens hier ihre Züchtigkeit bewahren könne. Aber was glaubst Du? Diese schöne Helena bedachte sich einige Augenblicke, und — band sich dann dieses Blatt als Schleppe an. Sie hielt das denn doch für schöner — eine Schleppe ist nobler als eine Schürze. Der colossale Mann dort ist der Tenorist Nimrod, dessen ungemessene Arroganz keine größere Strafe finden konnte, als daß er jetzt quiekt wie ein Ferkel — so daß alle seine Kollegen sich die Ohren zuhalten. Und er muß quieken, ob er will oder nicht. Seine Arbeit besteht darin, die Hüte von Kapellmeistern und die Röcke von Recensenten auszuklopfen, denen er bei Lebzeiten in seinem maaßlosen Dünkel Beleidigungen zugefügt hatte. Die hochmüthige Catalani dort ist verurtheilt, dem Tänzer Vestris als Schulpferd zu dienen; er peitscht sie so tüchtig, und jagt sie so unverdrossen über Stock und Stein, daß ihre Beine schon ganz struppirt sind; und mager ist dabei das arme Thier! Denn es wird nur mit gehäckselter Koloratur gefüttert."

Ich beschleunigte meine Schritte, denn diese Hölle war so verpestet von Hochmuth, daß mir schwindelte. Dieser Geruch milderte sich, als wir durch eine große maurische Pforte in die dritte Hölle traten, in die Hölle der Mörder.

Ein grauenhaftes Gewühl und Getümmel und Gedränge und Geschrei, ein Wiehern von viel Tausend feisten Pferden, die von stämmigen Henkersknechten angespornt und angetrieben wurden,

und die wiehernd und pustend an seltsamen verzogenen, blutüberströmten Gestalten zogen, deren Glieder auseinandergerenkt werden sollten.

Diese dicken, dürren, langen, kurzen Gestalten waren mit Händen uud Füßen an die starken Rosse gebunden, die ihnen Glied für Glied, Ader um Ader, Sehne für Sehne, Muskel für Muskel zerrissen, ohne aber die zuckenden Glieder gänzlich vom Leibe zu trennen; und so oft eine Sehne mit schrillem Klange zersprang, wuchs die Nebensehne wieder fest zusammen. Die Brust der Opfer war der Stimme beraubt, aber die Sehnen sprangen und die Muskeln rissen mit dem jammernden Klange einer Harfensaite die zu straff gespannt wird, und diese tausend und abertausend schrillen Töne vereinten sich mit dem Geschrei der Henker und dem Gewieher der Pferde zu einem ohrenzerreißenden, unerträglichen Conzerte. —

Auf diese schmerzverzerrten Gesichter schienen die undenkbarsten Grimassen eingemeißelt zu sein; der Mund der Gemarterten war weit aufgerissen, so daß er beinahe das ganze Gesicht bedeckte; man sah so zu sagen die wahnsinnigen Schreie, ohne sie zu hören . . .

„Die fette kleine Dame hier, der das Oel aus den zerrissenen Adern rinnt, ist die Brinvilliers; die kleine Magere da ist die Gesina Timm aus Bremen, das unförmliche riesige alte Weib da ist Klytämnestra, in deren Brust noch immer der Dolch ihres Sohnes brennt, das Engelsgesicht mit dem von stummem Schreien zerrissenen Munde und den goldenen Haaren, die an der schweiß-

bedeckten Stirne kleben, ist Lady Audley — der häßliche, gemein aussehende Mann, dem die Augen aus dem Kopfe hängen, ist der Herzog von Choiseul-Praslin —"

„Weiter! weiter!" — flüsterte ich, meine Augen mit den Händen bedeckend, und riß meine Führerin fort, nach vorwärts —

Dem ohrenzerreißenden Lärm folgte plötzlich eine tiefe Todtenstille.

Ich öffnete die Augen, und sah, daß wir unter einem großen von dicken Wasserdämpfen triefenden Thore bis an die Knöchel im Schlamm standen.

„Bis jetzt haben wir nur die leichteren Höllen der leichteren Sünden passirt;" — sagte Locusta — „Hier sind wir in dem ersten Bereiche der Todsünden, deren Strafe nur ein göttlicher Richter finden konnte. Hier ist die vierte Hölle, die Hölle der Unkeuschheit.

---

21. Kapitel.

Unkeuschheit.

Unkeuschheit! Aussatz der göttlich vollkommenen Natur! Schandfleck der Menschheit! Du Brandmal des Jünglings und des Greises! Du Vorläuferin der Sündfluth, Mörderin des Genies und alles Edlen und Großen! Verfaulter Leichnam der Liebe!

Welches Laster ist so ekel, welche Sünde ist so häßlich? Gott, Gott, wenn Du die Erde mit Armuth und Noth schlügst, wenn Du die feurige Traube vertrocknen und die goldene Frucht verfaulen ließest und nähmst ihr dafür die Unkeuschheit, sie würde in neuer Schönheit erblühen, schöner noch in dem einfachen keuschen Schleier ihrer Armuth! —

Ein unübersehbarer Sumpf dehnte sich vor unseren Blicken aus, und der Schlamm dieses dicken, fetten Sumpfes bestand aus verfaulten Seelen. Dicht aneinander gedrängt lagen da, fast unkenntlich, Körper im letzten Stadium der abscheulichsten Verwesung — aus denen farblose Schlangen und lange dünne

Würmer krochen, die sich augenblicklich gierig in ihren Mutterleib verbissen. —

Würmer überall an diesen schleimigen, blauen Körpern; aus der Nase, aus den Augen, aus den blosgelegten Adern quoll das ekelhafte Leben; der Mund der Unkeuschen die gegen die keusche Natur gesündigt, schwoll von Quabben und Fröschen und das Stöhnen erstickte unter dem Schleim . . .

Und diese Körper lebten! lebten! —

Halbvergraben im blauen Schlamm, lagen zwei der Verdammten in fester Umarmung. Ein bleiches Antlitz von blonden Ringelhaaren umrahmt, und ein männlich braunes Gesicht wie eine belebte Apollobüste. Und auf diese Beiden fiel manchmal aus der Höhe ein Tropfen, duftend und lindernd wie Balsam, vor dessen zersprühenden Perlen alles Gewürm auf Sekunden entfloh; ein tiefer Seufzer hob dann die Brust der Gemarterten, und ihre Lippen fanden sich in einem Kusse.

„Was ist das?“ — fragte ich Locusta.

„Das ist Fürst Sige und Maria — verdammt wie Alle.“ —

„Und der Thau, der das Gewürm bannt?“ —

„Sieh auf.“ — Ich schaute auf und sah eine blonde Heilige, deren Haar von wohlriechender Salbe triefte: Maria Magdalena.

„Die Heilige steigt manchmal vom Himmel und der Thau ihrer goldenen Haare bringt den armen Seelen Erleichterung, die aus Liebe gefallen sind.“ —

„Aber die Heilige entflieht!“ —

„Vor dieser Verdammten!“ — sagte Locusta, finster

lächelnd, indem sie auf einen bleichen Schimmer in weiter Ferne deutete, der immer größer und deutlicher wurde. — „Eine Verdammte, die alle Sünden aller Zeiten vereint, und die jetzt durch alle zwölf Höllen geschleppt wird. Sie theilt die Verbrechen aller Verdammten, und muß daher auch die Strafe aller Verdammten theilen. Jedes Jahrtausend findet sie in einer andern Hölle, wo die stolze Schönheit sich unter andern Martern krümmt. Die Tochter eines Pabstes, das Weib eines Pabstes und die Schwiegertochter eines Pabstes — incesta coll' padre, incesta coll' fratella, incesta coll' figlio, perfida, perjura, verrätherisch, treulos, meineidig, Giftmischerin, Brandlegerin, Gotteslästerin, Simonistin und Blutschänderin, kommt sie jetzt aus der Hölle der Egoisten, um die Strafe des Verfaulens anzutreten, und schleppt an den todesmatten Füßen die Flüche aller Länder nach sich . . ."

„Die Borgia —! —"

Dort kam sie: glänzend wie ein Stern — denn sie war noch ein Stern, aber ein Stern, dessen blasse Pracht dem Untergange nahe war. In der Nähe freilich war das gigantische Frauenbild ein hohles, halbverfallenes Chaos, ein zerstörtes Meisterwerk, der Schatten einer königlichen Schönheit, einst strahlend wie der Tag, jetzt aber bleich wie das winterliche Morgengrauen. In jedem ihrer zwei Augen saß eine Hölle für sich, und auf ihrer so stolzen von Scham gerötheten Stirn trug sie ein schimpfliches Brandmal. Ihr weißer Körper trug die Spuren sklavischer Mißhandlung — und da stand sie, und in ihrer Brust wühlte Haß und Wahnsinn und Hoffnungslosigkeit und Trotz, aber um ihre geschändeten

Glieder floß ein lichter rosiger Schleier, der Schleier stolzer Scham. So stand sie da, gefesselt, starr im Widerstande, glanzlos bleich wie mattes Elfenbein oder wie die Göttin des Todes. Das Haar der Verdammten war noch immer das Haar eines Engels, das ihr Haupt mit dem Heiligenscheine der Schönheit umleuchtete, und der an den Himmel erinnerte, von dem sie für ewig verbannt war; aber liebende Lichter dieses Himmels folgten ihr anbetend selbst in die Hölle, und küßten und umfächelten sie und erhellten die öde Fernsicht ewiger Verdammniß.

Und so versank sie langsam in dem Sumpfe, und der grüne Schlamm klärte sich und umschlang sie liebkosend und das Gewürm wich zurück und scheute sich, diese Schönheit zu vernichten.

Wir standen in reinerer, aber kalter, eisiger Luft. „Wie heißt diese Hölle? deren Bewohner sträflicher sind als Mörder und Unkeusche, und worin besteht ihre Strafe?“

„Wir sind in der Hölle der Egoisten,“ sagte Locusta. „Und ihre Strafe? Sieh hin. Das schöne Wesen dort mit den nächtigen Haaren und der seidenstarrenden Robe, welches sich mit heiserem Schreien auf dem glatten Boden wälzt und fröstelnd in ihre Hände haucht, hungert. Sie hungert seit Jahren. Alle ihre Eingeweide sind vermodert und verkrümmt, und sie stirbt in jeder Minute einen tausendfachen Hungertod. Sie hieß Fernanda, und war eine schöne, mittelmäßige Schauspielerin. Treue Herzen sind um sie gebrochen, goldene und fürstliche Reichthümer sind unter ihren

Händen zerschmolzen wie Schnee an der Sonne. Aber sie hat nie geliebt. Der neidgelbe Egoismus saß an ihrer Wiege und sie sog sich groß an der sauern Milch dieser Brüste. „Liebe" war für sie ein bedeutungsloser Schall, und wenn man für sie starb, so that man nur seine Schuldigkeit, und wenn sie einen Millionär an die bitterste, schmählichste Armuth fesselte, so hatte sie nur ihre Mission erfüllt. Ihr Herz war verdorrt, ihr Gaumen vertrocknet. Sie liebte nur Eins auf der Welt: Brillanten. Für diese gab sie jede Liebe, für die brach sie mitleidslos jedes Herz, für Diamanten gab sie Scham und Ehre und Keuschheit, für Brillanten hätte sie einen Mord begangen. Ihre Strafe ist gräulich." Ich blickte um mich in dem eiskalten Saale und sah, daß dessen Wände aus gigantischen Diamanten gemeißelt waren. Die Decke glänzte hell und funkelte wie das schönste Blumenblatt gegen die Sonne gehalten. Der Mosaik des Fußbodens sprühte wie die Schuppen eines Goldfisches, und warf blaue Funken, und auf diesem spiegelhellen Boden wälzte sich das verhungernde Weib. — Ueppige, lockende Früchte hingen von dichten Gesträuchen herab, aber die Blätter waren von Smaragd, die Kirschen von Rubin, die Pfirsiche von Amethyst und die matt bereiften Trauben von Opal. Rauschende Brillantenstrahlen schossen aus einem Brunnen in die Höhe und rieselten dann als tausendfarbiger Steinregen an den Wänden nieder.

Und noch immer wälzte sich auf dem blanken Boden das verhungernde Weib, überströmt von glitzerndem, blitzendem Schmuck, und der Krampf ihrer verdorrten Eingeweide preßte ihr über-

menschliche Schreie aus, und sie zerbrach und zerbröckelte ihre weißen Zähne, indem sie in die blitzenden Früchte biß. — Ein heiseres Gebrüll antwortete ihr wie ein Echo, und ein gelber kleiner Mann nagte gefräßig an goldenen Reifen und Kronen, und leckte an dem Blute welches daran klebte, um die vertrocknete Zunge zu kühlen: Napoleon.

Schauernd eilte ich vorüber an der langen, unübersehbaren Reihe der Egoisten, und suchte dem Geheul zu entfliehen.

Und Gott sei Dank! da standen wir wieder in der Todtenstille einer grauen Dämmerung. Da war kein Himmel, keine Gegend, keine Wand. Eine graue, gestaltlose Gränze ringsum. Eine lange schmale Gasse ging sanft bergauf und verlor sich in weiter Ferne.

Auf diesem Wege lagen querüber bleiche Wesen mit trotzig verbissenen oder schmerzlich verzogenen Lippen, mit zertrümmerten, zerschmetterten, blutenden, lose aneinander hängenden Gliedmaßen. Sie lagen stumm und ruhig dicht nebeneinander gereiht, und nur die leuchtenden Augen lebten.

„Das ist die Hölle der Gotteslästerer, der Vatermörder und der Fürstenmörder," sagte Locusta.

„Und ihre Strafe?"

„Du wirst sie sehen."

„Wer ist der dicke Mann mit dem aufgedunsenen Gesichte und der Habichtsnase, dessen zersprungene Hände sich noch trotzig ballen, und um dessen bluttriefenden Mund noch ein höhnisches

Lächeln zuckt, . . . Blitze, die einen gebändigten Trotz überleben? Er trägt ein Tiara."

„Das ist der Mann, welcher Hostien vergiftete und das Blut des Herrn mit Schierlingssaft vermischte. Alexander der Sechste. Der Mann mit dem wirren Barte ist Damiens, der Mann mit der röchelnden Brust ist Ravaillac, der finstere Jüngling mit dem blutigen Lorbeerkranze in den braunen Locken ist Brutus, der riesige Körper mit dem klassisch-schönen Antlitze ist Orest."

„Und der hübsche schlanke Mann mit dem blonden Seidenbärtchen und den unaussprechlich schönen Augen, die wie matter Mondesstrahl die Nacht um ihn erhellen? Wer ist der Wunderbare?"

Locusta vergaß die Qual ihrer eigenen Brust vor den Strahlen dieses wollüstig schmachtenden Auges, sie beugte sich nieder zu dem Regungslosen nnd küßte den rothen Mund. „Lorenzo von Medicis," sagte sie. „Wir müssen hier den Jaggernaut erwarten und haben Zeit. Ich will Dir seine Geschichte erzählen. Stütze mich und kühle mit Deiner Hand meine brennende Brust. Ich leide zum Verzweifeln."

Und ihre trockenen Lippen, auf denen der Thau des Kusses seltsam zischte und sprühte wie Wasser auf einer glühenden Eisenplatte, begannen:

Die Geschichte des Mannes mit den schönen Augen.

Im Jahre 1536 war Alexander von Medicis Herr von Florenz. Er hatte alle Laster seiner Zeit, ohne eine einzige Tugend

zu besitzen. Er hatte alle brennenden Leidenschaften seiner Mutter, hunderttausend Maitressen, aber nur einen einzigen Freund: Lorenzino.

Dieser Lorenzino verlor seinen Vater (Pietro de Medicis) sehr früh und ging unter die Vormundschaft seines Onkels Philippo Strozzi über. Hier entwickelte sich sein seltsamer Charakter so vollständig als möglich. Er war, sagt ein alter Chronist, ein Gemisch von Spott, Unruhe, Sehnsucht, Schwermuth, Zweifel, Gottlosigkeit, Sinnlichkeit, Demuth und Hoffahrt; er schmeichelte aller Welt, achtete Niemand, kurz, er war einer jener Zwitter, wie die Natur sie manchmal in den Zeiten der moralischen Auflösung hervorzubringen pflegt. Von Zeit zu Zeit stieg aus diesem Miasma von heterogenen Elementen ein brennender Wunsch nach Ruhm und Unsterblichkeit auf, welcher um so unerwarteter kam, da er aus einem so schwächlichen und weibischen Körper sprach, dessen Namen Lorenzo man aus eben diesem Grunde in den Spottnamen Lorenzino verkleinert hatte. Seine besten Freunde sahen ihn nie lachen oder weinen, sondern nur spotten oder fluchen. Dann nahm aber sein mehr interessantes als schönes Gesicht einen so teuflischen Ausdruck an, daß die Tapfersten davor zurückschraken. Mit fünfzehn Jahren ließ ihn Pabst Clemens nach Rom kommen; nach Florenz zurückgekehrt, fing er an, dem Herzog Alexander von Medicis, seinem Vetter, auf so geschickte Weise den Hof zu machen, daß er bald nicht nur sein Freund, sondern vielleicht sein einziger Freund wurde.

Freilich ersetzte Lorenzino dem Herzoge jeden Andern. Er

diente ihm zu allem: er war sein Hofnarr, er war sein Schmeichler, er war sein Bedienter, er war sein Spion; nur wenn Herzog Alessandro Lust hatte einen Waffengang zu machen, da ließ ihn sein ewiger Gefährte im Stich und legte sich auf das nächste beste weiche Lager, indem er klagte, alle Harnische seien zu schwer für seine Brust und alle Degen seien zu plump für seine kleine Hand. Während dann Alessandro mit den geschicktesten Fechtern des Landes kämpfte, spielte Lorenzino mit einem kleinen niedlichen spitzen Damendolche, mit dem er Goldstücke aufspießte, indem er sagte, dies sei sein Degen à lui, und er brauche keinen Andern. Wenn man ihn dann so weichlich und so feig sah, nannte man ihn nicht einmal mehr Lorenzino, sondern Lorenzaccio.

Der Herzog Alessandro schenkte ihm aber auch sein ganzes Vertrauen — und der beste Beweis davon war, daß er ihn zu seinem Zwischenträger in allen Liebeshändeln machte. Was immer für eine Caprice der Herzog haben mochte, mochte er nach dem Höchsten oder nach dem Niedrigsten streben, mochte er sein Auge auf eine profane Schönheit oder auf eine heilige Nonne, auf eine untreue Ehegattin oder auf ein keusches junges Mädchen richten, Lorenzino unternahm Alles, Lorenzino führte Alles zu Ende; dafür war er auch nach dem Herzoge der mächtigste und der verhaßteste Seigneur von Florenz.

Lorenzino hatte seinerseits wiederum einen Mann, der ihm ebenso ergeben war wie er selbst dem Herzoge gegenüber erschien: dieser Mann war ein gewisser Michele del Tovallacino, ein Sbirre, ein Mörder, den er von der Todesstrafe befreit hatte,

und den seine Kerkergenossen Scoronconcolo nannten. Dieser Scoronconcolo war seinem Retter mit Leib und Seele ergeben; als sich daher Lorenzino eines Tages vor ihm über irgend einen Intriguant beklagte, sagte er: „Meister, nenne mir den Namen dieses Menschen, und ich verspreche Dir, daß er Dir morgen nicht mehr im Wege sein wird.“ Und als sich Lorenzino ein andermal abermals beklagte: „Aber sage mir doch wer er ist, Meister,“ rief der Sbirre, „und wäre es der Liebling des Herzogs, ich tödte ihn!“ Endlich beklagte sich Lorenzino noch ein drittes Mal über denselben Menschen. „Seinen Namen! seinen Namen!“ schrie Scoronconcolo, „denn ich will ihn niederstechen!“ Aber Lorenzino nannte den Namen noch immer nicht. Die Zeit war noch nicht gekommen.

Eines Morgens ließ der Herzog Lorenzino noch früher als gewöhnlich holen. Er empfing ihn im Bette. Er hatte Abends zuvor eine schöne Frau, Namens Leonarda Ginori gesehn, und dieser wollte er sich nähern. Er rechnete dabei um so mehr auf Lorenzino, als jene Frau seine Tante war.

Lorenzino hörte den Vorschlag mit derselben Gleichgültigkeit an, als ob es sich um eine Fremde handle. „Mit Geld kann man Alles,“ sagte er. „Du weißt wo der Schatz ist, nimm was Du brauchst,“ entgegnete der Herzog. Lorenzino entfernte sich, nahm aber heimlich jenes wunderbare Stahlhemd mit, welches den Herzog unverwundbar machte, und warf es im Vorübergehen (es graute kaum der Morgen) in den Brunnen des Seggio Capovano.

Am andern Tage fragte ihn der Herzog, wie weit er mit seiner Sendung sei. „Da es sich diesmal um eine ehrbare Frau handelt, dürfte sich die Sache ein wenig in die Länge ziehen," meinte Lorenzino. Auch über den Verlust seines Panzerhemdes beschwerte sich der Herzog. Der Arbeiter, welcher es geliefert hatte, war nicht mehr in Florenz und ein anderer konnte ein so vollkommenes Meisterstück nicht zu Stande bringen. Denn es war undurchdringlich gewesen wie Granit und leicht wie ein Spitzenschleier.

So vergingen einige Wochen. Der Herzog fragte alltäglich, wie weit Lorenzino mit der Signora Ginori sei, und immer wußte ihn dieser mit schönen Worten hinzuhalten, so daß sich die Begierde Alessandro's fast bis zum Dilirium steigerte.

Endlich eines Morgens — es war der 6. Januar 1536, alten Styls — lud Lorenzo den Sbirren zum Frühstück ein. Als sie an wohlbesetzter Tafel saßen, sprach der Günstling: „Was ich doch sagen wollte, Michele. Du erinnerst Dich doch an den Feind, von dem ich Dir schon einigemale gesprochen habe? Ich zähle auf Dich. Du hast Dich angeboten, ihn niederzumachen. Der Augenblick wäre da. Ich führe Dich heut Abend an einen Ort, wo wir die Sache sicher und ungestört abthun können. Bist Du noch immer entschlossen?" Der Sbirre wiederholte seine Versprechungen, die er mit unheiligen Eiden bekräftigte.

Abends speiste Lorenzino beim Herzog. Während der Tafel neigte er sich zu dem Ohre desselben und flüsterte ihm zu, Leonora Ginori habe endlich eingewilligt, den Herzog zu sprechen. Sie

wolle ihn in der Wohnung Lorenzino's empfangen, damit Niemand Verdacht hege und ihre Ehre unbefleckt bleibe. Der Herzog solle Niemandem vertrauen wohin er gehe, auch solle er jede Begleitung vermeiden, damit das Ganze ein Geheimniß bleibe zwischen den drei Personen, die dabei allein betheiligt wären. Der Herzog war närrisch vor Freude und versprach Alles. Lorenzo erhob sich, um, wie er sagte, Alles vorzubereiten. An der Thür wandte er sich noch einmal um, und der Herzog gab ihm ein Zeichen, daß er auf ihn zählen könne.

Nach der Tafel ging der Herzog in sein Zimmer und kleidete sich in ein prächtiges Seidenwamms. Und als ihn sein Page fragte, ob er seine Fechthandschuhe oder seine Liebeshandschuhe nehmen wolle, sagte er: „Gieb mir die Liebeshandschuhe.“ Und der Page gab ihm die parfümirten Handschuhe.

Der Kapitän Giustiniano, ein Vertrauter Namens Carpi und zwei seiner Garden, Namens Giomo und „der Ungar“ wollten ihn begleiten, aber er befahl ihnen, zurückzubleiben.

Er ging über den Marco-Platz, am Palaste Sostegni vorüber, und trat in das Haus Lorenzino's. Er stieg in das Wohnzimmer hinauf, wo ein gutes Feuer brannte und der Herr des Hauses ihn erwartete. Hier schnallte er seinen Degen ab und setzte sich auf das Bett. Sogleich bemächtigte sich Lorenzino der Waffe, wickelte den Gürtel auf eine Art herum, daß man die Klinge nicht leicht aus der Scheide ziehen konnte, und stellte sie in einen Winkel. Dann ermahnte er den Herzog ein wenig Ge-

duld zu haben, versprach ihm Diejenige zu bringen, die er erwartete und ging.

Lorenzo hatte den Sbirren an die Ecke der Straße bestellt, und dort fand er ihn auch. Er ging ganz freudig auf ihn zu, schlug ihn auf die Achsel, und sagte: „Bruder, ich halte den Feind von dem ich Dir erzählt habe, in meinem Zimmer eingeschlossen, die Stunde ist gekommen. Willst Du mich noch immer von ihm befreien?“ — „Vorwärts;“ war die einzige Antwort Scoronconcolo's, und sie machten sich auf den Weg.

Auf der halben Treppe angekommen, sagte Lorenzino: „Kümmere Dich nicht darum, wenn Du in dem Mann einen Freund des Herzogs erkennen solltest; begnadige ihn nicht, wer er auch sein möge.“ „Sei ruhig!“ entgegnete der Sbirre.

Auf dem Flur blieb Lorenzino abermals stehen. „Wer er auch sein möge, verstehst Du?“ wiederholte er. „Wer er auch sein möge!“ — machte Scoronconcolo ungeduldig — „Meinetwegen mag's der Herzog selber sein.“ — „Gut! gut!“ murmelte Lorenzino, zog seinen Degen, und nahm ihn entblößt unter den Arm. Dann öffnete er leise die Thür und trat, von dem Sbirren gefolgt, ein.

Alexander lag auf dem Bette, mit dem Gesichte nach der Wand gekehrt, und war wahrscheinlich schon halb schlaftrunken, denn er wendete sich bei dem Geräusche nicht einmal um. Lorenzino näherte sich ihm auf den Fußspitzen, und stieß ihm mit den Worten: „Signor, schlafet Ihr?“ den Degen mit solcher Macht in den Leib, daß die Spitze, über der rechten Schulter eindringend,

bei der rechten Bruſt herausfuhr. Dieſe Wunde war an ſich ſchon tödtlich, da das Diaphragma durchbohrt war.

Aber obgleich zu Tode getroffen, machte Herzog Alexander, welcher ausnehmend kräftig war, einen Sprung bis in die Mitte des Zimmers und ſuchte die offenſtehende Thür zu erreichen, als Scoronconcolo ihm den Weg vertrat, mit dem Schwerte ausholte, und ihm die Schläfe und die ganze linke Wange aufſchlitzte. Der Herzog blieb taumelnd ſtehen. Jetzt warf ſich Lorenzino auf ihn, faßte ihn um den Leib und warf ihn rücklings auf das Bett, indem er ſich mit ganzer Schwere auf ihn legte. Jetzt ſtieß der Herzog wie ein wildes Thier in der Falle, einen lauten Schrei aus. Sogleich ſchlug ihn Lorenzino mit ſolcher Gewalt auf den Mund, daß die Finger, die er zwiſchen den Zähnen hatte, zermalmt wurden, und Lorenzino von Schmerz überwältigt, mit einem Jammergeſchrei zurückſprang; nun war das Opfer frei; und obwohl er aus zwei Wunden blutete und von dem Blute im Munde beinahe erſtickte, warf ſich Aleſſandro dennoch auf ſeinen Gegner, drückte ihn nieder wie ein ſchwaches Rohr, und verſuchte ihn mit beiden Händen zu erwürgen. Das war ein fürchterlicher Augenblick. Denn der Sbirre ſuchte vergebens ſeinem Herrn zu Hülfe zu kommen. Die beiden Ringer hielten ſich ſo feſt umſchlungen, daß man den Einen nicht verwunden konnte, ohne den Andern zu treffen. Er warf alſo den Degen weg, ergriff ſein Stilet, faßte ſeinerſeits den Herzog von der andern Seite und mengte ſich in dieſen ſchrecklichen, unförmlichen Knäuel, der da im Halbdunkel des Kaminfeuers kämpfte. Er ſuchte lange nach

einer Stelle, wo er zustoßen könnte. Endlich fand er die Gurgel des Herzogs, stieß sein Stilet der ganzen Länge nach hinein, und da er sah, daß der Herzog noch nicht fallen wollte, drehte er die Schneide so lange in der Wunde um und um, bis er ihm „durch das viele Bohren" (wie der Chronist Varchi sagt) die Kehle abgeschnitten hatte, und der Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt war. Der Herzog fiel endlich röchelnd zu Boden. Scoronconcolo und Lorenzino, welche mit ihm gefallen waren, erhoben sich zugleich und machten einen Schritt zurück. Sie erschraken beinahe vor einander; so blutüberströmt waren ihre Leiber, so blaß waren ihre Gesichter. „Ich glaube, er wird nun wohl todt sein," sagte der Sbirre. Aber Lorenzo, welcher noch immer zweifelte, suchte seinen Degen und stach damit nach dem Herzoge, welcher unbeweglich blieb: er war nur noch eine verstümmelte Leiche.

So starb der Herzog Alexander, der Letzte aus der älteren Linie der Medicis am 6. Jänner des Jahres 1536.

„Und der Mann mit den schönen Augen, der da zu unseren Füßen liegt, ist sein Mörder!" — sagte Locusta. „Und hier siehst Du seine Strafe . . ."

Langsam und mit dumpfem Gerolle kam aus der dunklen Ferne des unabsehbaren Ganges ein riesengroßes Götzenbild auf ehernen Rädern. Grau, erzen und gestaltlos, ein Wesen, dessen Züge und Formen unter einem eisernen Schleier verschwanden,

so zog der gewaltige Jaggernaut durch die finstere Gasse, laut, riesengroß und düster, vorüber über die Körper der Königsmörder.

Ich schloß die Augen, und fühlte nichts von der Marter dieser mitleidslosen Last als einen kalten Hauch.

Die Hand Locusta's berührte mich. Ich schaute auf. Der Götze war vorüber, und die Zermalmten lebten immer noch.

22. Kapitel.

Das verlorene Paradies.

Und wieder rasendes Geschrei und Geheul! Ha, welche Hölle! Dürre gelbe Gestalten sind ringsum an eiserne glühende Pfähle geschmiedet, unter ihnen schürten Dämonen prasselnde Feuer, die Flammen leckten züngelnd empor, das Fett und die Muskeln prasselten und brenzelten, aber die mitleidslosen Flammen erreichten nie das Herz.

Dichte schwarze Kapuzen verhüllen die verzerrten Gesichter und vermögen doch nicht das Jammergeschrei zu ersticken. Dämonische Henker binden den häßlichen ausgemergelten Körpern mit wildem Jauchzen die Arme in die Höhe und brennen sie mit großen Bündeln Wachskerzen in die Achselhöhlen, bis das rohe Fleisch heraustritt. Mit glühenden Zangen kneipen sie die Leiber der Verdammten und lassen sie dieselben Qualen dulden, die sie einst über unschuldige Greise und Kinder verhängt hatten.

„Das ist die Hölle der Heuchler!“ — heulte Locusta mit wild emporgeworfenen Armen in das Todesgebrüll

hinein. „Das ist die Hölle der Heuchler, welche die schwersten Sünden tragen seit es Sünden giebt. Sie haben das Volk geblendet und geknechtet und in Dummheit und Albernheit niedergehalten. Sie haben sich in Familien gedrängt als Spione und Rathgeber, sie haben excentrische Geister zum klösterlichen Wahnsinn gereizt und faule Geister in Bigotterie und Frömmelei geknechtet. Sie haben Familien unglücklich gemacht und den Vater mit dem Sohne, den Gatten mit der Hausfrau entzweit; sie haben Zwietracht gesäet und fette Erbschaften geerntet. Sie haben jugendfrische Mädchen in dumpfe Klostermauern gelockt und sie einem ewigen Sterben geweiht, um ihre Erbschaften verprassen zu können. Sie haben sich an den Thron der Könige gedrängt, und nie sind Länder unglücklicher gewesen, als wo die Hand des Heuchlers über ihnen lag.

In die Flammen mit dem Heuchlergeschlecht! In die Flammen mit den unzüchtigen Körpern, in die Verdammniß mit den Seelenmördern!

Und eine Stimme erhob sich aus den züngelnden Flammen, eine Stimme, welche das Geheul und Gebrüll und Gepraffel übertönte, und die Stimme donnerte:

„Allen wird vergeben am Ende der Zeiten, nur den Heuchlern nicht!.."

„Wer ist der schöne Genius?" — fragte ich meine Führerin, während Liebe und Bewunderung mich festbannten.

Wir ſtanden in einer großen, weißen, von ſanften Wolken durchzogenen Halle, ſeltſame, bald wilde, bald wehmüthige Melodien ſchwebten wie ein Hauch über den Nebeln, in deren Mitte eine göttliche Geſtalt an einen Demantblock gefeſſelt knieete. Das mächtige Auge tiefſchwarz und trotzig nach oben geſchlagen, den königlichen Mund feſt geſchloſſen wie ein Gefängnißthor, um keinen Schrei, keinen verhaltenen Schmerz frei zu geben. Und ſein Auge blitzte: „O die weiße geflügelte Schaar, die mich hier gefeſſelt hält auf Befehl des Gottes, dem ich unterlag, hätte ich ſie hier, mit den Blitzen meines Auges wollt' ich ſie vernichten! O die gefallenen Engel der Finſterniß, die mich, ihren Herrſcher, treulos verließen! O daß der Letzte von ihnen hier vor mich träte! wie wollt' ich ihm huldigen, für einen Augenblick der Freiheit! Freiheit! Freiheit! . .“

Und ſeine ſilberweißen Flügel bewegten ſich, aber ſein Fuß war gefeſſelt.

„Wer iſt der Genius?“ fragte ich.

„Der Engel Schönſter, Fiammo. Als Gott die Schaar ſeiner Diener aus ſich ſelbſt geſchaffen, und Alle ihm huldigten und ſangen, da wählte Gott ihn zu ſeinem Lieblinge.

Fiammo ſah traurig auf die Schätze um ihn. „Du haſt Alles was die Schöpfung bietet,“ ſprach Gott zu ſeinem Meiſterſtück. „Was willſt Du noch?“

„Ich will Dir gleich ſein!“ ſagte Fiammo.

„Das iſt die Hoffarth!“ warnte Gott. Aber Fiammo weinte,

und seine Thränen die auf die Fluren des Paradieses thauten, schufen das Lied.

Fiammo wollte Gott gleich sein, und empörte sich. Er schaarte die Engel um sich, die gleich ihm den Stolz und den Trotz wie ein Flammendiadem um die nächtlich gelockten Häupter trugen. Ein Wink Gottes schlug die Rasenden in Bande, und die Gefallenen versanken in den Orkus. Sie verloren das Paradies. Die Strafe Fiammo's war am härtesten. Sein trotziger Geist wurde in eine menschliche Hülle gebannt und in die Arena hinabgehetzt, zum Kampfe mit dem mistgeborenen Pöbel der Gesellschaft. Er hieß auf Erden Heine. So standen sich der Athlet und das wilde Thier gegenüber. Der Genius und die Gesellschaft. Als der jämmerliche Kampf zu Ende war, wurde Fiammo, der Geist des Trotzes, von den Geistern der Kraft und der Gewalt hier angeschmiedet."

„Und seine Strafe?"

„Horch!"

Ein Ton klang durch die weißen Wolken, und dieser einzig schöne Ton wurde zur unaussprechlich schönen Form. Es war ein Weib da vor dem Gefallenen, ein Weib, durch Liebe zur Liebe geschaffen, ein Weib mit dem Stolze einer Kaiserin und dem weichen Blicke einer Sklavin. War es Trunkenheit, Sehnsucht, Schaam, zurückweisende Reinheit oder verlangende Liebe, was da in ihrem weißen weichen Busen wogte und in ihrem Veilchenauge lächelte und zitterte?

„Da bist Du!" schrie Fiammo, und der Trotz erlosch in seiner Miene wie ein verzuckter Blitz. „Da bist Du! Bleib' dies-

mal! Wo ist Gott, daß ich ihm huldige? Du verschwindest? Bleib'! Ein Wort, aus Mitleid, sage daß Du mich liebst! laß uns . . .!"

Das Weib war verschwunden, und abermals klirrte die demantene Kette, denn Fiammo war in namenloser Verzweiflung in sich zusammengebrochen — schrecklich schön in seiner Ohnmacht, ein Verdammter, um den alle Engel weinten —

Locusta brach in ein wildes Gelächter aus, dessen Echo in einem Stöhnen endete. Und sie riß mich weiter.

„Ich möchte weilen," bat ich. „Laß mich bei ihm!"

„Fort, durch die übrigen Höllen!"

Wir standen an einem tiefen Weiher mit Schilf und Wasserblumen und Moos und dem tiefen Baumschatten der Weiden. Auf dem Grunde des Weihers, tief unten, in Moos und Wassergestrüpp halb vergraben, lag ein Weib. Gretchen, die Kindesmörderin. Ihr Gesicht war in den verschlungenen Armen verborgen. Ihre Hände waren gefesselt. Gefesselt an ein blaues, sich sträubendes, im Todeskampfe des Ertrinkens zuckendes Kind. Das Gurgeln des erstickenden Würmchens, welches mit den kleinen geballten Händchen krampfhaft herumfuhr, tönte schauerlich leise durch das Murmeln des Wassers herauf. Ewig an den zuckenden Körper ihres Kindes gefesselt zu sein, ewig den Todeskampf ihres wehrlosen Opfers zu sehen und zu hören . . .

„Das ist ihre Strafe," sagte Locusta.

Wir traten in eine Halle, die aussah wie eine Meßbude. Dämonische Käufer und Verkäufer drängten sich da. In der Mitte war ein großer blutbedeckter Tisch, an welchem gespenstische Fleischhauer (riesige Frösche und Molche und Salamander) Fleisch ausschroteten. Menschenfleisch. Ein feister Mann war beinahe schon ganz zerhackt bis auf den Kopf. Sein Fleisch war pfundweise ausgehackt und verkauft worden. „Wer ist das?“ „Das ist ein Herr, der seine Unterthanen dutzendweise an Spanien zu Kanonenfutter verkaufte, und für den Erlös seine unzähligen Bastarde ausstattete. Ein Unterthan kostete bei ihm so und so viel, und jeder seiner Bastarde bekam den Erlös von 800 Unterthanen als Nadelgeld. Das Pfund Fleisch dieses erlauchten Sünders kostet einen höllischen Silbergroschen. Wir sind hier in der Hölle der Seelenverkäufer, der geheimen Angeber, der Spione des Absolutismus, der geheimen Polizei. Einen höllischen Silbergroschen das Pfund! . . .

23. Kapitel.

Der Dämon des Spiels.

Ein Ruck führte uns durch die Lohe, und wir standen in einem mächtigen Thale, am Eingange eines großen Landhauses. Aber über den Bäumen des Parkes wölbte sich noch immer kein wirklicher Himmel, sondern ein Aether von Blei.

„Wir sind jetzt am Ende der Hölle angekommen, und ich muß Dich verlassen; meine Aufgabe ist vollbracht. Der Morgenthau dringt in die Gänge des Vatikans, mein Grab ruft mich. Hier beginnt das Reich der Dämonen und ein anderer Führer harret Dein. Vale, anima!“ Sie berührte meine Stirn mit ihrem Munde und schritt langsam zurück.

„Monsieur veut bien m'accepter pour guide?“ Ein schöner alter Herr mit gelbem Gesicht und gelben Händen stand vor mir. Er war comme il faut gekleidet, trug schwarzen Frack, funkelnde Brillanten und ein rothes Ordensband im Knopfloche. Sein graues Haar trug er à l'incroyable, und seine gefältelten Spitzenmanschetten waren du dernier goût. Nur waren sein

Gesicht und seine Hände so durchsichtig, als ob sie von Wachs wären.

„Monsieur . . .“

„Je suis le démon du jeu, pour vous servir,“ sagte der Gelbe mit etwas heiserer, vom Pointiren angegriffener Stimme und einem feinen Hüsteln, während er mir eine eingekniffene Visitenkarte reichte. „Der Dämon des Spiels, mein Herr. Ich habe jetzt Ferien, die Saison ist überall geschlossen, und um die Manieren der beau monde nicht zu verlieren und eine kleine unentbehrliche Conversation führen zu können, biete ich mich distinguirten Reisenden gern als Führer an. Wollen Sie mir folgen, monsieur le chevalier l'âme en peine? Wir müssen durch dieses Landhaus . . . meine ferme en Beauce . . . wenn wir die Gränze der himmlischen Regionen erreichen wollen.“

Ich verneigte mich artig und nahm seinen Arm. „Dieses Landhaus enthält?“

„Les enfers, monsieur, les enfers.“

„Les enfers? Aber ich komme ja eben von dort — aus der Hölle.“

„Excusez, monsieur, sans vous commander . . . Aber les enfers ist etwas Anderes als die Hölle — die Hölle, das ist ein häßlicher Ort, wo die Verdammten gerädert und gespießt werden — aber les enfers, les enfers, monsieur, das ist ein Palast, den die bösen Geister bewohnen — nous autres démons, vous savez? Wir, die wir die Mission haben, die Menschen ein

wenig zu verführen. Vous voyez en moi un échantillon, ich bin Einer der Ersten — der Dämon des Spiels, Ihnen zu dienen, der Dämon des Spiels . . ."

Wir traten durch eine schön tapezirte Antichambre in einen sehr geschmackvoll eingerichteten Gartensalon. Schöne Damen in Seide, deren Gesicht von poudre de riz glänzte und deren Augen mit Ebenholzschwarz groß gemacht worden waren, deren Rabenlocken auf üppige Nacken herabfielen, und deren dekolletirte Kleider wunderbare Mysterien enthüllten, saßen auf Tabourets und medisirten und naschten, oder saßen an Pleyel'schen Flügeln und spielten Walzer oder übten sich, ihre schweren Stoffkleider leicht aufschürzend, in excentrischen Pas, oder lümmelten sehr aristokratisch auf Möbeln, die zu einem ganz andern Zwecke dastanden. Feine Stutzer mit aschblonden und lohfarbenen Backenbärten streckten sich auf Ruhebetten und gähnten über Zeitungen oder sprachen über Sport und Coulissen. In einer Ecke stand ein Spieltisch und eine Schaar von zerrauften Herren und excentrischen Damen spielten lansquenet und tranken Champagner dazu.

„Sie sehen hier eine Versammlung der enfers de Paris. Paris ist eine kleine Filialhölle des monseigneur Satan. Es wird soeben großer Congreß gehalten . . .

„Hier diese Dame ist die dicke Rigolboche, eine Cancantänzerin, die den Apfelzucker, das Retiradengeld und die warmen Brustumschläge erfunden hat; sie liefert uns jährlich eine ziemliche Anzahl von verlorenen Seelen . . . Der Herr hier wünscht Sie kennen zu lernen, Mademoiselle Rigolboche . . ."

Die dicke Hugenottin erhob sich und warf ihre Cigarette weg. „Est-ce qu'il est encore bien vert?“ fragte sie den Dämon, indem sie ihre Trompetennase schnuppernd in die Luft steckte und mich im Stillen abschätzte.

„Grün wie die Aufschläge vom Mazzucheli-Regiment!“ lachte ich.

„Et tu nous payeras une goutte?“

„Je vous paye plutôt une averse!“ rief ich, indem ich sie küßte. Sie schlang ihre fetten Arme um meinen Hals, und ich war présenté.

„Pauvre fille!“ sagte der Dämon seufzend, während wir weiter gingen. „Sie wird's nicht lange mehr machen, der Cancan legt sich ihr auf die Brust ... Hier sehen Sie la diva Pozzo-profondo, prima ballerina, durch welche unsere kleine Selbstmörder-Kolonie ihren Kontingent bezieht. Die Offiziere gehören hauptsächlich in ihren Ressort ...“

„Die Signora hat also das Amt, die Armee zu reduciren? In Deutschland oben kannte ich vor Zeiten einen General, welcher dies Geschäft übernommen hatte ...“

„Un général? peuh! Die Deutschen sind noch sehr zurück! — Hier dieser rosenfarb gekleidete Herr ist monsieur le vicomte de Champagne, seigneur de Chambertin, baron de Sillery très mousseux. Der gelbsüchtige dürre Herr dort ist monsieur le duc l'or maudit; er wirft herzlosen Egoisten Geld in Hülle und Fülle in den Schooß, die ihm dafür Seelen liefern, kleine

Choristinnen und Nätherinnen. Die Dame in dem pfirsichblüthenen Kleide ist madame la vanité. Der aufgedunsene Herr dort ist Mr. Humbug ... aber ich ermüde Sie mit meinen Präsentationen? ... Sehen Sie hier unsere kleine Bibliothek an ... Auch unter Büchern finden wir unbezahlbare Hülfstruppen: Hier Grécourt, Casanova de Seingalt, Faublas, Hogarth's Zeichnungen, A. von Sternberg's Werke, Hamburger Memoiren und die Memoiren der Pepita. Die Verfasser stehen sämmtlich in unserem Solde und erhalten dafür allnächtlich ein Logenbillet in unser Hatschistheater, ewige Jugend und Schönheit, und nach ihrem Tode Amnestie der Höllenstrafen."

„Monsieur ..."

„Plaît-il?"

„Ich wollte schon lange gern die Schlange kennen lernen, die Eva verführt hat ... und da sich die Gelegenheit bietet ..."

Der gelbe démon du jeu erröthete, als ob er auf einer carte biscautée ertappt worden sei, und zupfte eitel an seinem Jabot: „Ne m'en parlez pas ... épargnez ma modestie ... eine Jugendsünde, eine Jugendpassion ..."

„Wie, Sie selbst wären? ..."

„Si fait. Ich war Libertin, ehe das Spiel erfunden worden ist. Eva war meine erste Flamme. Ah! elle était un beau brin de femme ... gaillarde va!"

„Je vous en fais mon compliment."

„Oh! Il n'y a pas de quoi?"

„Sie haben also keine Schlangen mehr hier?"

„Pas plus que sur ma main! Schlangen? Wozu auch. Die Masse läßt sich von einer Schlange nicht mehr verführen. Sie setzen sie höchstens in Spiritus."

„Eh bien! vous en êtes pour vos frais! Passez, s'il vous plaît . . ."

Wir traten in ein dumpfiges, schwüles Gemach, dessen Boden ein mit Froschlaich überzogener Sumpf war. Eine Unmasse kleiner Flämmchen züngelten darüber hin, die bald erloschen, bald wieder aufzuckten.

„Wo sind wir hier?" — fragte ich.

„Wir sind jetzt in den Regionen des Aberglaubens. Hier haben wir unsere stärksten Agenten und Helfershelfer. Ein Aberglaube macht mehr Verdammte als zehn Leidenschaften und noble Passionen. Hier . . ." er machte eine Bewegung der Vorstellung . . . „sind die Herren Irrlichter. — Wollen Sie mir Ihre Hand reichen?" —

An seiner Hand schwebte ich leicht über den Sumpf. Am jenseitigen Ufer saß eine blasse Dame in einem schwarzen Kleide. Ihre Bläße war häßlich, ich glaubte, sie habe kein Atom Blut in ihren Adern. Sie trug das Haar einfach gescheitelt und hatte die Hände müßig gekreuzt.

„Wer ist das?" — fragte ich.

„Die Cholera!" sagte der Dämon. „Schon zurück von der Reise? Wo waren Sie in der letzten Zeit, Mademoiselle? Sie haben sich sehr erholt und sehen blühend aus. Sie waren . . ."

„In Ancona!“ — antwortete die Dame verdrießlich.

„Viele getödtet?“ —

„Viertausend.“ —

„Um Vergebung,“ — warf ich ein — „im Moniteur las ich von achttausend.“ —

„Sie warf mir einen gräulichen Blick zu. „Sie wollen doch nicht mit mir streiten? Ich habe nur viertausend Personen getödtet. Die andern viertausend sind an der „Furcht“ gestorben.

„Ah so!“ —

Sie versank wieder in ihr verdrossenes, altjüngferliches Schweigen, und wir gingen langsam weiter.

„Die Dame scheint verdrießlich?“ — sagte ich — „Ein Unrecht scheint an ihrem Herzen zu nagen.“ —

Der Dämon nickte mit einem Blicke über die Achsel.

„Und dieses ist?“ —

Er machte aus seinen wächsernen Händen eine Art Muschel und lispelte mir in's Ohr: „Die Quarantaine.“ —

„Im Vorbeigehen habe ich hinter ihr eine Art Bedienten oder Läufer gesehen. Sie hat eine Suite?“ —

„Das war der Leichensämann.“ —

„Leichensämann? Was ist das?“ —

„Leichensämann ist ein Todtengräber, der die Ankunft der Cholera in einer Stadt dadurch vorbereitet, daß er die Weihbrunnenkessel in der Kirche mit Leichengift (aus dem gekochten Leichnam eines achtwöchentlichen Kindes genommen) vergiftet . . .“

„Ihr Reich des Aberglaubens hat sonderbare Käuze aufzuweisen" — sagte ich lächelnd.

Allerdings! Sie sind die besten Höllenlieferanten, die Sie sich denken können — denn sie erhalten das Volk in seiner Dummheit." —

„Und werden diese Leute gut bezahlt?" —

„Wie Minister." —

Der Dämon öffnete einen alten verwitterten Schrank, den ich in seinem Winkel beinahe übersehen hätte.

„Hier hängen alte, aus der Mode gekommene Aberglauben zum Trocknen. Sobald ein Aberglauben seine Zeit überlebt hat, wird er hierher gehängt, trocknet langsam zu einem Chronikenstoff ein und wird dann zu Papier gebracht. Hier diese dürre Gestalt ist der St. Veitstanz; das hier ist die Zauberin von Endor, hier ist eine Garnitur Wichtelmännchen, hier ein von Mäusen etwas angenagter Elfe, hier ein Kobold, hier ein Berggeist, hier der kleine Finger Rübezahls, hier der Rothmantel von Bremen, hier der Schweif einer Nixe." —

Er schloß den Kasten. „Kehren wir zu den Lebenden zurück!" — rief er mit vielen freundlichen und devoten Verbeugungen gegen eine ziemlich hübsche blonde Dame im anschließenden Costüm, die uns mit ihren Handschuhen spielend neugierig entgegenkam.

„Madame la dame blanche de Brandebourg, die weiße Frau ..... monsieur le chevalier âme en peine ... Sie hier, meine Gnädige? Sie hängen ja doch sonst im Schlosse

Podstatzki-Liechtenstein in Teltsch, im Rittersaale? Was hat Sie bewogen, aus Ihrem Rahmen herabzusteigen? . ."

„Sprechen wir nicht davon!" — sagte die weiße Dame mit ihrem trainirenden preußischen Gelispel. — „Da hat sich so ein Laffe, ein Besucher des Schlosses, ein gewisser Zanoni sterblich in mich verliebt, und um seinen zudringlichen Blicken zu entgehen, habe ich mich hierher geflüchtet . . . Außerdem habe ich verschiedene Todesfälle anzuzeigen. Der junge Graf Podstatzki-Liechtenstein wird an einer Erkältung, glaube ich, sterben . . ."

Sie klappte ihren altmodischen Fächer auseinander und lorgnettirte mich . . .

„Der Herr reist zu seinem Vergnügen? . ."

„Und um Ihnen meine Aufwartung zu machen —" sagte ich mit einer galanten Verbeugung.

Sie lächelte mit ihrem ganzen weißen Gesichte und nahm meinen Arm. „Da bin ich! Da haben Sie mich!" — sagte sie zuckerfreundlich.

Es schien in der That, als ob die weiße Dame mit ihrem Wittwenstande nicht ganz zufrieden sei . . .

Wir schritten weiter, und ich fragte sie, ob das Bilderleben angenehm sei. —

„O ja!" — sagte sie mit einer Fächerbewegung, so daß der Moder in der Luft herumflog — ein abscheulicher Moder, der in dieser grauen bleiernen Atmosphäre zu keinem Sonnenstäubchen werden konnte. — „Aber das Ungeziefer in den Wänden!" — In der That war die Schleppe der weißen Frau von hinten ganz

angenagt. In diesem Augenblicke erscholl aus den weitentfernten papiernen Bosquets eine dünne, feine Stimme, und sang das Lied: „Komm o weiße Dame! Sag' an, wie ist Dein Name . . !" —

Sie erblaßte, seufzte, riß sich los und sagte mit einem weißen Blicke in die bleiernen Wolken: „Ah! ich muß auf einen Moment zu meinem Grabe . . . Sie hören? Da ist der Formes wieder — so oft der das Lied singt, muß ich mich im Grabe umdrehn. Auf Wiedersehen!" — Die weißen Schleier und die angeknabberte Schleppe rauschten um sie her, ihr Haar flatterte, ihr Fächer streute Moder herum wie eine kleine Mühle, ihre Stöckelschuhe klapperten, und sie wackelte eiligst hinter die papiernen Gebüsche.

„Uff!" — keuchte der Dämon. — „Diese Heirathswuth ist mir unbegreiflich. Der Formes ist noch unsere einzige Rettung . . . Das fortwährende Umdrehen im Grabe erhält sie wenigstens in Athem. — Aber da sind wir in dem letzten Thale angekommen. Hier, nehmen Sie." — Er reichte mir ein goldenes Flacon, mit feinen Odeurs gefüllt, während er ein Gleiches an seine Nase hielt. — „Es ist nöthig," — setzte er erläuternd hinzu. — „In dem Thale, welches wir hier zu durchschreiten haben, ist ein so abominabler Geruch . . ."

Das Thal, welches wir betraten, war ein großer Kirchhof. Einfache Grabhügel, manche mit einem halbverwitterten, wallachischen oder moldauischen Denksteine versehen, bedeckten den Raum; hohe Pappelbäume säuselten unter dem bleiernen Hauche

eines bleiernen Windes, der aus den bleiernen Wolken kam. Das Licht blieb sich auch hier gleich. Diese graue Dämmerung war weder Tag noch Nacht, sie war eben eine künstliche Atmosphäre. Als wir zwischen den Höhlen hinschritten, bemerkte ich, daß das Gras überall niedergetreten war, und daß alle Grabhügel eingesunken waren, so daß man die Särge erblickte. Rosige, aufgedunsene Leichengesichter starrten aus den Tüchern und aus dem Moder hervor. Die Augen waren weit offen, aber doch waren diese Körper todt — mausetodt. Um den Mund hatten sie Blutspuren, als wären es kleine Kinder, die sich an Muß gelabt hätten. Auch ihr Haar war im schönsten Wachsthum.

„Was für Leichen sind das?“ — fragte ich.

„Dies hier ist Radu Cossowaz Paol, ein Raitze — der dort ist Iwan Zsefseklar aus Illyrien, jener mit dem blutigen Gesicht ist Josip Freudenreich aus Croatien. Der dort . . .“

„Was für Leichen sind das?“ wiederholte ich.

„Wir sind im Thale der Vampyre,“ sagte der Dämon, lächelnd mit seinem Lorgnon spielend und sein Riechfläschchen fleißig gebrauchend.

„Vampyre? Giebt es noch Vampyre?“ fragte ich.

„Fragen Sie den dort,“ sagte der Dämon, indem er auf einen alten weißhaarigen wallachischen Dämon deutete, der hier als Todtengräber diente; ich winkte dem Alten, dem der Branntweinrauch aus dem Munde quoll, und der langsam näher humpelte.

„Fragen Sie nur den da,“ wiederholte der Dämon des

Spiels. „Der wird Ihnen erzählen von dem Schmatzen in den Gräbern . . . immer vor Mitternacht schmatzt es — hat es bis 12 Uhr nicht geschmatzt und Töne von sich gegeben, so ist der Vampyr satt und geht nicht aus —“

Dicke bleierne Tropfen fingen jetzt an zu fallen, und das Sausen des Windes in den alten ächzenden Pappeln wurde lauter —

„Es kommt ein Wetter,“ sagte der Dämon, der für seinen Frack fürchtete. „Wir müssen ein Weilchen unterstehn — bis es vorüber ist . . . wir versäumen nichts. Das nächste Thal ist schon die Antichambre des Himmels.“

Der bleierne Guß wurde immer stärker, und mein Begleiter zog mich unter einen alten eingestürzten wappengeschmückten Grabstein; wir stiegen in die eingesunkene Grube hinunter und kamen auf einen morschen Sarg zu sitzen. Hier waren wir geschützt. Der alte Todtengräber gesellte sich zu uns und mein Begleiter ermunterte ihn, etwas zu erzählen: er wisse ja so viel . . .

„Was soll ich erzählen?“ krächzte der Alte, der — wie ich jetzt erst sah — ein eisgrauer Rabe in wallachischer Tracht war.

„Auf wem sitzen wir hier?“ fragte ich.

„Wir sitzen hier auf dem verstorbenen Fürsten Alexander Paolovitsch Lapuschuiano,“ kollerte der weiße Vogel.

„Auch Einer?“

„Auch Einer.“

„So erzählen Sie uns seine Geschichte,“ hüstelte der schnupfenbekommende Dämon, während er sich die Beine um den Hals

schlang, um in der feuchten Zugluft keine Halsentzündung davonzutragen.

„Erzählen Sie," bat auch ich, indem ich mich bequemer setzte.

Watschelnde krötenartige Gestalten flüchteten vor dem bleiernen Regen zu uns herein. Sie hatten dreieckige Füße. Das waren Truden, wie der Dämon erklärte. Sie setzten sich vor uns hin und stierten uns mit rothen stummen Augen an. Der Regen rauschte, die Pappeln raschelten, und ein sonderbarer Ton rauschte durch die Luft — es klang wie das Schmatzen eines Ebers, der sich am vollen Troge sattfrißt, und der Rabe erzählte die Geschichte vom Fürsten Alexander Lapuschuiano und von anderen Vampyren.

Der bleierne Regen hatte aufgehört, wir hatten das kothige Thal der Vampyre glücklich durchschritten, und standen jetzt vor einem ungeheuren weißen Gebäude im einfachsten Styl, ohne Fenster und Thüren. Es war eigentlich ein ungemein hoher von allen Seiten abgesperrter Thurm. Der Dämon nahm einen rührenden Abschied von mir, drückte mir die Hände, lud mich auf seine Güter Wiesbaden, Baden-Baden und Spaa, schob mir blinzelnd ein Spiel durchstochener Karten zu und tänzelte und hüstelte und pirouettirte zurück.

Ich schwebte durch die dicke Mauer und stand bald jenseits derselben in einer kirchenartig eingerichteten Halle. Tiefe Orgeltöne umrauschten mich und wogten auf und nieder, und thaten

mir so wohl, so wohl! Ich athmete erfrischt auf in dem Wehen der Töne, und lauschte auf die unsichtbaren Stimmen, welche heilige Hymnen sangen. Ich war in dem Palaste der Entsühnten. Seltsame phantastisch gekleidete, wilde, bärtige und schöngeschmückte Gestalten wandelten auf und ab. Es waren dies keine Seligen die den Anblick Gottes genossen, es waren die Seelen versöhnter Sünder, die durch Gebet aus dem Fegefeuer erlöst, hier ein gemächliches, frommes, angenehmes, nur ein wenig monotones Leben führten. Dort kam der wilde Trenk mit seinem reichen goldgestickten Pandurenkleid, lächelnd, rosig, sanft wie ein Kind, und seine starke, frische Stimme tönte kräftig im Chore. Dann kamen noch viele, viele in mittelalterlicher Tracht: Francesca da Rimini, Faust, König Boleslaus . . .

Ich durcheilte die Halle und war bald wieder im Freien.

Ringsum weiße Berge, schimmernd im Alpenlicht, und ringsum die Todtenstille jungfräulich unbetretener Alpengipfel. Keine Sünde hatte noch diese Region entweiht, keine böse Leidenschaft hatte diese Wolken erröthen gemacht, dieser Himmel hatte noch kein Verbrechen geschaut.

Man hätte eine Fliege summen hören können, nichts regte sich in diesem tiefen Schlummer der Natur. Ein frischer Lufthauch umwirbelte mich, er riß mich nach oben!

Das war der Weg zum Himmel. Heller und heller wurde der Aether um mich. Heller und heller glänzte es wie durchsichtiges Gold, und himmlisches Licht floß an mir hernieder und ich

glänzte über und über wie der Schwan, der aus dem sonnenbeschienenen Weiher taucht.

Kleine Engel umflatterten mich und ließen ihre feinen Stimmchen tönen — silbernes Lachen und süße Liebesworte! — und jeder Laut war ein Gebet: aber kein zitterndes menschliches Flehen, sondern ein jauchzendes Halleluja. Heller und heller wurde der Aether und dichter und dichter die wirbelnden, jubelnden Schaaren — eine unnennbare Wollust durchschauerte mich, eine wohlthuende Wärme vereinte sich mit dem Dufte und dem Jauchzen und dem Glanze, und ich hielt an.

Weiter durfte die sündige Seele nicht dringen.

Eine lange, lange, unabsehbare Gasse bildeten von mir aus die heiligen Engel, und die heilige Nonne Electa, im weißen Gewande, Rosen im ölgesalbten Haare, ergriff meine Hand, um mich zu stärken, in dieser Pracht und in diesem Glanze, der dort aus unsichtbarer Ferne durch Millionen von Meilen mir entgegenleuchtete ... Welche Vision glänzte vor meinem trunkenen Auge?

Da stand ein Mensch in aller Schönheit des Menschensohnes, aber ich wußte, daß es ein Gott war. Seine Glieder waren in ein langes weißes Gewand ohne Naht gehüllt, welches sich wie eine liebende Wolke um seine edlen Glieder schmiegte: von seinen Schultern wallte ein Mantel von dem zarten Blau des Sommerhimmels. Weiße Sandalen umschlossen seine Füße. Seine goldblonden Haare fielen in feinen, seidenen, federartigen Wolken über seine Schultern und Brust, und ein weicher Bart von der Farbe der Morgenröthe beschattete seine rosig zarten Lippen, um die

ein Lächeln göttlichen Mitleids spielte. Ein Born der Liebe und eine Welt von Hoffnung und Verheißungen glänzte aus seinen sammetnen tiefbraunen Augen, welche sanft waren wie die Augen des Abendsterns und tief und unergründlich wie das Meer. Auf seiner Schulter saß eine Taube, und über den Beiden glänzte ein tiefes Licht, ohne Gestalt, ohne Anfang, ohne Grenze, aber das Universum spiegelte sich in diesem tiefen Lichte: Jehova.

Und vor dem Sohne knieete ein Weib, weiß wie Schnee, glänzend wie eine Rose, in deren Kelch Thauperlen glitzern, und dieses Weib war Mariam, der Stern des Meeres, seine jungfräuliche Mutter, welche um Gnade bat für die Sünden der Menschheit.

„Bitte!“ hauchte die Nonne Electa mit einem Kusse.

Und selbst meine Bitte wurde ein Jauchzen in dieser unbeschreiblichen Frühlingswonne, und ich begann:

„Namenlos und groß, machterfüllt und mild bist Du, o Herr!..“

Ich bat, und die Chöre der Himmlischen wiederholten meine Bitte, und meine Stimme wurde wie die Stimme des Donners und drang zu dem Throne des Herrn.

Und ich ließ meine Klage ertönen und Gott hörte mich. Ich bat, er möge mich in einer neuen, von Anita angebeteten Gestalt auf die Erde zurückkehren lassen.

Gerührt von den langen Leiden meiner irrenden Seele, erhörte Gott diese Bitte.

Jetzt wird Alles bald vollendet sein, und morgen wird es unter den geheimen Leiden im Weltenraume eine suchende, einsame, gestaltlose Seele weniger geben:

Ich werde in einer neuen Gestalt vor Anita erscheinen, in einer Gestalt, die sie noch mehr lieben wird, als sie mich jemals geliebt hat. Diesen Morgen hat der Priester ihre Trauung vollzogen, und in dieser Nacht, Gott hat es mir versprochen, werde ich wiedererzeugt werden, und ich, der ich Anita so sehr geliebt habe, werde bald ihr Kind sein!

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Hermann Müller in Berlin, Adlerstraße 7.

Von dem Verfasser des vorliegenden Werkes:

E. M. Vacano

sind noch folgende Schriften in meinem Verlage erschienen:

Moderne Vagabunden.

Humbug-Reise eines Abenteurers.

(Seitenstück zu C. von Holtei's Vagabunden.)

2 Bände. Mit Abbildungen. Preis 25 Silbergroschen.

Erster Band. Inhalt: Reminiscenzen und Indiscretionen. — Master Tinkle, der Wunder-Speculant. — Der Humbug und seine Abarten. — Albinos, Azteken, Todtenköpfe und Schweine. — Eine Mumie und ein Indischer Gott. — Im Circus Stokes. — Ein Kapitel aus den Memoiren der Miß Ella. — Kalifornien. Der Humbug des Goldes. — Doctor Smalbones und seine lebendigen Leichen. — Ein entlaufener Nigger. — Eine Nigger-Jagd. — Einer von anno 48. — Schönheits-Politik. — Mrs. Cumming und ihre Klopfgeister. — Lola Montez und ihre „moralischen" Vorlesungen. — Barnim's Museum in New-York. — Zwei Brief-Auszüge.

Zweiter Band. Inhalt: Meine erste Liebe. — Das Loch im Vorhang. — Ein alter Komödiant. — Alte Liebe, junge Freundschaft. — Die falsche Angustias. — Ma morale c'est moi! — Hunger. — Improvisirte Bekanntschaften. — Frau Speranza. — Zwei verkannte Genies. — Die Krankheit der Mademoiselle Marion. — Leiden einer Choristin. Russische Beamte. — Von Rechts wegen! — Flitterwochen. — Alte Bekanntschaften. — Mignon und ihre Heimath. — Der Fluch der Vergangenheit. — Polnischer Revolutions-Humbug. — Eine patriotische Soirée.

Die Helden der Reklame.

Humbug, blauer Dunst, Vagabunden-Profile und Künstler-Grimassen.

Inhalt: Der Cancan der Rigolboche. — Wandelnde Gespenster. — Adeline Patti. — Pauline Lucca. — Eine historische Ohrfeige. — In der Opernloge. — Todte Unsterblichkeit. — Steinerne Götzen — Lebendige Götzen. — Der Circus Renz. — Batty der Löwenbändiger. — Der Seiltänzer Blondin. — Marie Seebach. — Frau von Bärndorff. — Fanny Janauschek. — Lila von Bulyowsky. — Josefine Gallmeyer. — Ottilie Genée. — Anna Grobecker. — Friederike Goßmann. — Marie Kierschner. — Der Rock Washingtons und der Stiefel Wellingtons ꝛc. ꝛc.

Preis 25 Silbergroschen.

Blaues Blut.

Handbuch der Noblesse.

Inhalt:

Die Exclusiven. — Die Noblesse von ehemals. — Die Grotesken. — Die Tartüffes wider Willen. — Die Noblesse des Blutes. — Die Noblesse des Degens. — Die Noblesse des Amtes. — Die Noblesse des Geldes. — Die abtrünnige Noblesse. — Die Noblesse der Künstlerinnen. — Die Noblesse der Armuth. — Die Noblesse der Gauner. — Das Boudoir der gnädigen Frau. — Der Kunstreiter Lajos. — Die Edelleute des Sport. — Junger Adel in Deutschland. — Bürgerliche Offiziere. — Preußische Garde-Offiziere. — Oesterreichische Uhlanen-Offiziere. — Französischer Adel. — Die Toilette der Kaiserin Eugenie. — Russischer Adel.

Preis 25 Sgr.

Zwei vom Theater.

Conversations-Schwank.

Preis 7½ Silbergroschen.

Theater-Plaudereien.

Inhalt: Gräfin Fernanda. — Jenny's Tagebuch. — Niemann's Tannhäuser. — Naturgeschichte der Soubretten: (Josefine Gallmeyer — Anna Schramm — Minna Scholz — Marie Geistinger — Amalie Kraft — Friederike Goßmann — Susanna Göthe — Ottilie Genée — Laura Schubert — Hedwig Raabe). — Zerline Gabillon als Gräfin Udaschkin. — Stylübungen der Sängerin Lucia. — Antonien's Musikstunden. — Die Herrscher des Carltheaters in Wien. — Ein Geschichtchen vom Polichinell. — Eine kleine Schriftsteller-Revue: a. Franz Dingelstedt. b. Carl von Holtei. c. F. W. Hackländer. d. Louise Mühlbach. — Verkannte Genies. — Cupido im Regen. — Wie man Fürstin wird. — Ein Kunsttempel. — Emilien's Ferien.

Preis 1 Thaler.

Quitte ou double.

Ein historischer Miniatur-Roman.

Mit einem Titelbilde.

Inhalt:

Vorzimmer-Plaudereien. — Die Arithmetik der Erzherzogin Sophie. — Eine Dämmerstunde — Eine moderne Idylle. — Quitte ou Double. — Napoleon I. — Napoleon II. — Napoleon III. — Double. — Quitte.

Preis 25 Silbergroschen.

Die Brautnacht.

Ein Gedicht in Sieben Himmeln.

Erster Himmel: Hochzeitsfest.
Zweiter Himmel: Im Brautgemach.
Dritter Himmel: Phantasieen.
Vierter Himmel: Das Spiegelbild.
Fünfter Himmel: Süßes Geständniß.
Sechster Himmel: Ein Liebestraum.
Siebenter Himmel: Erfüllung!

Mit Titelbild. — Preis 15 Silbergroschen.

Eduard Bloch.
Theater-Buchhändler in Berlin.
Brüderstraße 2.

GEARBE
QUALIT
R

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vacano, Emile Mario,

Vom Baum der Erkenntniss Zukunfts Roman von E. M. Vacano

Berlin [1865]
P.o.germ. 1970 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127912-7